
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Mai 5/2002

Aus dem Inhalt

Ernst Pulsfort Wer sagt die Wahrheit?	129
Gunther Fleischer Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel	131
Heiner Koch Plädoyer für eine kirchliche Begabtenförderung	136
Albert Koolen Auf den Spuren der Arbeiterpriester	141
Martin Hofmeir Kontemplative Exerzitien im Alltag	147
Markus Roentgen „Die Stille ist ein heiliger Klang“	150
Gregor Klingenhäger Als der Apostel Johannes den Ratsherrn Nikodemus traf...	152
Leserbrief	156
Literaturdienst	157

G 3212 E
PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfr. Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V.,
Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Dr. Gunther Fleischer,
Marzellenstr. 26, 50668 Köln | Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Pfr. Albert Koolen,
Lindenstr. 158, 47798 Krefeld | Dr. Martin Hofmeir,
Klosterbergstr. 4 a, 53177 Bonn | Markus Roentgen,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Pfr. Gregor Klingenhäger,
Posener Str. 24, 40231 Düsseldorf

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat
Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057
Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling
16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 101163,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MwSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind
deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die
Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur
mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte
Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P.Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Ernst Pulsfort

Wer sagt die Wahrheit?

Pfingsten, das ist der Tag, an dem Volksmassen aus aller Herren Länder der neuen Lehre der Apostel zuhören, ein Festtag der Massenbekehrungen, einer wachsenden Kirche.

Und Pfingsten heute? – Statt Massenbekehrungen Massenaustritte, wenn auch nicht immer schriftlich. Die Menschen drängen sich nicht mehr zur Kirche, im Gegenteil: Immer mehr wenden sich von ihr ab. Und viele, die nach außen noch dazugehören, sind innerlich längst weggegangen.

Sollen wir klagen über unsere heutige schlimme Zeit, in der der Sinn für Glaube und Religion abstumpft? Sollen wir beschwörende Appelle loslassen, neue seelsorgliche, katechetische Methoden, Tricks und Maschen entwickeln, um die Leute bei der Stange zu halten? Oder sollen wir einsteigen ins Werbegeschäft, um unser „Produkt“ besser an den Mann, die Frau oder das Kind zu bringen?

Das Neue Testament kennt diese Situation: „Was er lehrt, ist unerträglich. Wer kann sich das anhören?“ (Joh 6,60). Das ist die Reaktion vieler Jünger auf Jesu Predigt, und etliche von ihnen wenden sich daraufhin von ihm ab (vgl. Joh 6,66). – Das ist unsere Situation, und in dieser Situation trifft uns, wie damals den Rest der Jünger, die Frage Jesu: „Wollt auch ihr weggehen?“ (Joh 6,67).

Diese Frage Jesu gilt ja nicht jenen, die bereits weggegangen sind, sie gilt uns, die wir noch da sind und selbst unsere Anfragen und Zweifel haben. „Wollt auch ihr weggehen?“ – Warum eigentlich nicht? Was hält uns denn in der Kirche? Haben wir es uns denn wirklich genau überlegt, Jesus zu folgen, während rechts und links die Leute davonlaufen? Warum wir nicht?

Diese Frage soll uns insgeheim kein ruhiges Gewissen verschaffen oder uns etwa stolz machen, weil wir noch dabei sind. Sie ist nicht rein rhetorisch gestellt; sie ist ernst gemeint! Sie stellt tatsächlich jedem frei, zu gehen oder zu bleiben, ohne dass er sich dafür schämen müsste. Und wer immer in der Kirche oder in der Familie dieser Entscheidung mit Druck nachhelfen will – sei es in dieser oder jener Richtung –, der handelt Jesu Worten zuwider. „Wollt auch ihr weggehen?“, das ist eine Frage, die keine insgeheimen Konsequenzen androht.

Man kann durchaus Verständnis haben, wenn Menschen die Kirche verlassen. Ihre Gründe sind teilweise durchaus einsehbar, wenn sie fragen: Wo bleibt denn die verändernde Kraft des christlichen Glaubens? Wir orientieren uns am Humanismus, am Sozialismus oder an den Ideen der Aufklärung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. – Wieder andere handeln extremer. Sie sind die lasche und inkonsequente Lebensweise leid und verschreiben sich der Gewalt, dem Terrorismus. – Und wieder andere verfallen einfach der Unverbindlichkeit rein individueller Lebensgestaltung. Sie tun nur noch das, was ihnen etwas bringt, wozu sie Lust haben, was ihnen nicht wehtut.

All diese vielen Möglichkeiten, sich an Idole zu binden, werfen jedoch eine wichtige Frage auf: Wer sagt die Wahrheit? Gibt es Institutionen und Weltanschauungen, – so gut sie es auch meinen mögen –, die täuschungssicher und verlässlich sind, wo der Mensch nicht fürchten muss, verschaukelt und einem höheren Zweck geopfert zu werden? Der tiefste Antrieb all unseres Handelns und Lebens ist doch, einen Ort oder einen Menschen zu finden, von dem

wir wirklich wissen: Hier meint man es ehrlich mit mir; hier werde ich nicht bloß benutzt. – Wir suchen immer nach diesen Orten und Menschen, in deren Nähe wir frei atmen und leben können.

Neben den vielen Parolen, die diese Freiheit anpreisen, stehen auch die folgenden bekannten Worte: „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit ...“ (Mt 5,6), „Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde ...“, (Mt 5,44), „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 17,13). – Sind diese Sätze überholt? Täuschen sie nur etwas vor? Oder spiegeln sie nur Verlogenheit wider? Liegt in ihnen die Absicht, uns zu missbrauchen, uns unter irgendjemandes Macht zu zwingen? – Der Tod Jesu selbst belegt die Wahrheit dieser Worte: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Ehrlicher kann man es mit anderen Menschen gar nicht meinen. Das sind Worte, die gedeckt sind durch die Tat dessen, der sie spricht. „Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, sind Geist und Leben“ (Joh 6,63). Es sind Worte, die uns in ihrer Ehrlichkeit aufatmen und aufleben lassen. „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Joh 11,25), sagt Jesus von sich.

Auch wenn die Kirche diese Worte nicht immer glaubwürdig weitergeben kann, auch wenn wir Angst davor haben, dass diese Worte nicht tragfähig sind, – in der Tiefe des Wesens dieser Kirche glüht der Kern dieser ehrlichen Worte, die voll sind von Geist und Leben: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68).

Liebe Leserinnen und Leser,

ein **neues Dokument der Päpstlichen Bibelkommission** hatte schon seit längerem von sich reden gemacht. Nun ist es endlich in deutscher Übersetzung erschienen und soll sogleich vorgestellt werden – als Anreiz zur wirklich lohnenden Lektüre.

Prälat Dr. Heiner Koch, Seelsorgeamtsleiter im Erzbistum Köln, regt durch sein Plädoyer für eine kirchliche Begabtenförderung zum Nachdenken über die „Verdurchschnittlichung der Kirche“ und mögliche Auswege an.

Passend zum Pfingstfest wird an das letztjährige internationale Pfingsttreffen der Arbeiterpriester erinnert. Von der Spiritualität des Arbeiterpriestertums, seiner Herkunft und seinen Aufgaben in unserer Zeit gibt **Albert Koolen**, selbst Arbeiterpriester im Bistum Aachen, engagiertes Zeugnis.

Die Artikel des Bonner Pastoralreferenten **Dr. Martin Hofmeir** und des Referenten für Männerseelsorge im Erzbistum Köln sowie Exerzitenbegleiters **Markus Roentgen** ergänzen sich. Stellt der Erste werbend kontemplative Exerziten im Alltag vor, bietet der Zweite eine „Innensicht“, indem er an seinen Erfahrungen mit der Stille als zentralem Element der Exerziten im Alltag teilhaben lässt.

Den Schluss bildet die Vorstellung und Auswertung eines ungewöhnlichen Erstkommunionkurses. Der Autor, **Pfarrer Gregor Klingenhäger**, ist seit kurzem Stadtjugendseelsorger in Düsseldorf.

Gerade die letzten Beiträge bringen mich dazu, herzlich einzuladen solche auswertenden Berichte von gelungenen oder am Ende auch nicht erfolgreichen Projekten der Pastoral für die Veröffentlichung im Pastoralblatt zur Verfügung zu stellen. Vom Ideenreichtum der vielen profitieren alle. Das hat auch etwas mit dem Wirken des Pfingstgeistes zu tun, den ich uns allen zum kommenden Fest wünsche.

Ihr



Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel

Zum Einstieg

„Ohne das Alte Testament wäre das Neue Testament ein Buch, das nicht entschlüsselt werden kann, wie eine Pflanze ohne Wurzeln, die zum Austrocknen verurteilt ist.“ (Nr. 84)

„... denn die Christen können und müssen zugeben, dass die jüdische Lesung der Bibel eine mögliche Leseweise darstellt, die sich organisch aus der jüdischen Heiligen Schrift der Zeit des Zweiten Tempels ergibt, in Analogie zur christlichen Leseweise, die sich parallel entwickelte. Jede dieser beiden Leseweisen bleibt der jeweiligen Glaubenssicht treu, deren Frucht und Ausdruck sie ist.“ (Nr. 22)

„So darf man nicht sagen, der Jude sähe nicht, was in den Texten angekündigt worden sei. Vielmehr gilt, dass der Christ im Lichte Christi und im Geiste in den Texten einen Sinnüberschuss entdeckt, der in ihnen verborgen lag.“ (Nr. 21)

Diese drei äußerst klaren, in ihrer Deutlichkeit vielleicht sogar manchen aufschreckenden Sätze, die in solcher Zuspitzung bislang noch in keiner römischen Verlautbarung zu lesen waren, sollen Appetit machen auf ein bereits im letzten Jahr von der Päpstlichen Bibelkommission herausgegebenes Dokument und ermutigen, es im Ganzen zu lesen. Die soeben erfolgte Veröffentlichung in der Reihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls“¹, die den ursprünglich französisch geschriebenen Text in deutscher Übersetzung bietet, gibt dazu

eine Gelegenheit, die auszuschlagen keinem, der in irgendeiner Weise mit Verkündigung zu tun hat, erlaubt sein dürfte.

Um was geht es?

Nach ihrer wegweisenden Publikation im Jahr 1993 „Die Interpretation der Bibel in der Kirche“², die nicht nur der historisch-kritischen Methode eine unverzichtbare Bedeutung, durchaus im Konzert mit anderen Zugängen zur Bibel, zugesprochen, sondern Maßstäbe für den kirchlichen Umgang mit der Hl. Schrift formuliert hat, lässt die Päpstliche Bibelkommission nun ein weiteres Dokument zu diesem Thema folgen, sozusagen als Durchführung ihrer eigenen Vorgaben am konkreten Beispiel.

Zur Diskussion steht die Frage: „Welche Beziehungen begründet die christliche Bibel zwischen den Christen und dem jüdischen Volk?“ (Nr. 1) Diese Frage hat eine doppelte Stoßrichtung, insofern sie zum einen das Verhältnis Christentum – Judentum in den Blick nimmt, und zwar wie es sich aus dem Verhältnis beider Glaubensurkunden bestimmen lässt, der Hl. Schrift Israels und der Bibel des Christentums, in welche die Hl. Schrift Israels vollständig eingegangen ist. Dass die grundsätzliche Klärung dieser Frage durch eine päpstliche Kommission von größter Bedeutung für den christlich-jüdischen Dialog ist, liegt auf der Hand. Doch ebenso wichtig und für die Verkündigungspastoral vielleicht noch entscheidender, auf jeden Fall zuerst klärungsbedürftig, ist die andere Stoßrichtung der Ausgangsfrage des Dokuments: Wie ist das Verhältnis der Christen zum ersten Teil ihrer Hl. Schrift, dem Alten Testament, zu bestimmen?

Grundlagenarbeit

Die Erfahrung lehrt: Die Skepsis gegenüber dem Alten Testament ist nach wie vor groß – bei vielen (sicherlich nicht allen!) Gemeindemitgliedern ebenso wie bei vielen (sicherlich nicht allen!) Priestern, Diakonen,

Pastoral- und Gemeindereferenten/innen. Dass die ganze Hl. Schrift Offenbarung Gottes ist und nicht nur das Neue Testament, mag von der Kirche auf Synoden und Konzilien immer wieder festgehalten worden sein, in den Herzen vieler Christen wird dies anders empfunden, egal ob man das Alte Testament für eine graduell geringere oder letztlich gar keine Offenbarung hält, auf die man eigentlich auch verzichten könnte. Es kann hier nicht darum gehen, die Gründe aufzuspüren und ihnen zu entgegnen. Hinweisen sei nur auf die „klassische“ Gegenüberstellung eines angeblich grausamen Gottes im Alten Testament und eines barmherzigen im Neuen Testament, die schlichtweg einer Perspektivenverzerrung entspringt. Darin werden die barmherzigen Züge Gottes im Alten Testament ebenso ausgeblendet wie die harten Züge des Gerichtsgottes in der Verkündigung Jesu. Es ist ein und derselbe Gott, der zuerst durch die Propheten und zuletzt durch Jesus Christus gesprochen hat.

Die verbreitete Skepsis gegenüber dem Alten Testament bedeutet aber ein ungeklärtes Verhältnis zum umfangmäßig größeren Teil unserer Hl. Schrift. Das hat konkrete Auswirkungen: Wie viele Predigten beschränken sich auf die Auslegung des Evangeliums? Wie oft wird von den beiden Sonntagslesungen nur die neutestamentliche gewählt oder bleibt die alttestamentliche ein reiner Lese-Text, der jedoch nie erklärt wird? Wie viele Bibelkreise bleiben bei der Behandlung neutestamentlicher Schriften? Ganz offensichtlich besteht ein Klärungsbedarf innerhalb des Christentums, konkret bei den Katholiken bezüglich des Umgangs mit ihrem ersten Teil der Bibel.

Indem das Dokument der Päpstlichen Bibelkommission die Klärung des Verhältnisses Christum – Judentum an der Klärung des Verhältnisses Altes Testament – Neues Testament entwickelt, leistet es theologische Grundlagenarbeit für den christlichen Glauben und *„bietet für die so wichtige Suche nach einem neuen Verstehen zwischen Christen und Juden eine wichtige Hilfe“*.³

Das Dokument im Kurzdurchgang

Teil I – Grundsätzliches

Das Dokument ist im Wesentlichen als Triptychon angelegt, gerahmt durch ein Vorwort von Joseph Kardinal Ratzinger und einen kurzen Schlussteil. Teil I steht unter der Überschrift: *„Die Hl. Schrift des jüdischen Volkes als grundlegender Bestandteil der christlichen Bibel“*. Ausgehend von der geschichtlichen Tatsache, dass *„das Christentum im Schoß des Judentums des ersten Jahrhunderts entstanden ist“*, was sich in der *„Annahme der Heiligen Schrift des jüdischen Volkes durch die Christen als Wort Gottes“* äußert (Nr. 2), kann festgehalten werden: *„Die Schriften des Neuen Testaments geben sich an keiner Stelle als etwas grundlegend Neues aus. Sie erweisen sich vielmehr als tief in der langen Glaubenserfahrung Israels verwurzelt.“* (Nr. 3) Diese Verwurzelung zeigt sich in der Prägung des neutestamentlichen Griechisch durch dasjenige der Septuaginta sowie in den indirekten und ausdrücklichen Zitaten des Alten Testaments, die häufig argumentativ verwendet werden (Nr. 3–5). In anderen Texten spielt das Moment der Schrifterfüllung (vgl. Lk 24,44) eine Rolle, welcher das Geheimnis Christi korrespondiert (Nr. 6–7), ohne dass ein Maß an Nicht-Übereinstimmung verschwiegen würde (Nr. 8 unter Hinweis auf den Hebräerbrief).

Nach Ausführungen zur Entsprechung zwischen Christentum und Judentum darin, dass beide durch ein Zusammenspiel von Hl. Schrift und mündlicher Überlieferung / Tradition geprägt sind (Nr. 9–10), wird wiederum das Unterscheidende benannt: Der Torah-Orientierung des hebräischen Kanon steht eine Propheten-Orientierung in der christlichen Rezeption des Alten Testaments gegenüber, wobei die hierin angezeigte Zukunft *„in Jesus von Nazareth, dem Christus, bereits begonnen hat“* (Nr. 11).

Ein ausführlicher Absatz stellt zunächst die Methoden jüdischer Schriftexegese vor und ihre Verwendung durch die neutestamentlichen Verfasser (Nr. 12–15). Sodann

folgt eine Darstellung der Kanongeschichte, die hilfreich und auf dem neuen Stand der Forschung den Unterschied zwischen dem jüdischen Kanon der Hl. Schrift und dem christlichen, genauer dem katholischen Kanon des Alten Testaments erklärt (Nr. 16-18).

Teil II – Gemeinsame Grundthemen

Der zweite Hauptteil, in Umfang und Inhalt der gewichtigste (Nr. 19-65), widmet sich *„Grundthemen der Schrift des jüdischen Volkes und ihre(r) Aufnahme im Glauben an Christus“*. Ihn ausführlich vorzustellen sprengte den Rahmen eines Einführungsartikels. Stichworte müssen genügen und sollen zu eigener Lektüre des Ganzen ermutigen.

Gleich zu Beginn findet sich die jüngst besonders von Christoph Dohmen, Katholischer Alttestamentler an der Universität Regensburg und seit kurzem Mitglied der Päpstlichen Bibelkommission – vertretene Sicht einer wechselseitigen Beziehung von Altem und Neuem Testament wieder⁴: *„... auf der einen Seite will das Neue Testament im Licht des Alten gelesen werden, auf der anderen Seite lädt es aber auch dazu ein, das Alte Testament im Lichte Jesu Christi ‚neu zu lesen‘.“* (Nr. 19) Ist der zweite Teil der Aussage eher geläufig, gilt dies für den ersten Teil keineswegs. Und doch ist festzuhalten, dass den ersten, aus dem Judentum stammenden Anhängern Jesu die Kenntnis dessen, was wir Altes Testament nennen, reichte, um in seinem Licht Leben, Tod und Verklärung Jesu zu verstehen. Ehe das Neue Testament zu einem Verstehensschlüssel für das Alte Testament wurde, war das Alte Testament ein Verstehensschlüssel für die Person Jesu Christi. Das Dokument beschränkt sich allerdings im Weiteren auf den Aspekt des Wiederlesens des Alten Testaments im Lichte Christi mit Hilfe der Typologie, Allegorese oder des Verheißungs-Erfüllungsschemas. (Nr. 19-21) Ein eigener, im eingangs angeführten Zitat zusammengefasster Absatz würdigt den Beitrag der jüdischen Schriftlesung, von der Christen *„viel lernen können“* (Nr. 22). Dies

bedeutet aber eindeutig nicht eine Übernahme der jüdischen Lesart durch die Christen: *„Denn eine rein jüdische Lesung der Bibel führt notwendigerweise mit sich, alle ihre Voraussetzungen zu übernehmen, d.h. die vollständige Übernahme dessen, was das Judentum ausmacht, vor allem die Geltung der rabbinischen Schriften und Überlieferungen, die den Glauben an Jesus als Messias und Gottessohn ausschließt.“* (ebd.)

Nach dieser Eröffnung des zweiten Hauptteils, die zwar nicht ganz zur Überschrift passt, aber von großem Gewicht ist, werden nun wirklich die gemeinsamen Grundthemen durchbuchstabiert, und zwar – abgesehen vom ersten Thema *„Offenbarung Gottes“* (Nr. 23-26) – immer innerhalb des Rasters: a) im Alten Testament, b) im Neuen Testament. Die Themen sind: *Offenbarung Gottes – Der Mensch: Größe und Elend* (Nr. 27-30) – *Gott als Befreier und Retter* (Nr. 31-32) – *Die Erwählung Israels* (Nr. 33-36) – *Der Bund* (Nr. 37-42) – *Das Gesetz* (Nr. 43-45) – *Das Gebet und der Gottesdienst, Jerusalem und der Tempel* (Nr. 46-51) – *Göttliche Vorwürfe und Urteilssprüche* (Nr. 52-53) – *Die Verheißungen* (Nr. 54-63). Diese mit vielen Stellenangaben durchsetzte Theologie des Alten und Neuen Testaments – sicherlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit, aber in ihren Akzenten sehr gut ausgewählt – wird in Nr. 64-65 unter den drei Aspekten Kontinuität, Diskontinuität und – das ist die positive Seite derselben Wirklichkeit – Progression zusammengefasst. Die entscheidenden Sätze zur Verhältnisbestimmung Judentum – Christentum gehen angesichts der Textfülle vielleicht etwas unter. Sie bilden den Abschluss der Nr. 64 (zum Thema Diskontinuität): *„Es liegt auf der Hand, dass es sich hier (sc. Abbrüche in ganzen Bereichen des Gesetzes, z. B. Priestertum, Opfer etc.) von einem bestimmten Gesichtspunkt aus – dem des Judentums – um bedeutende Elemente handelt, die verschwinden. Aber es ist ebenso offensichtlich, dass die im Neuen Testament vorgenommene grundlegende Akzentverschiebung bereits im Alten Testament vorbereitet war und demnach eine berechnete potentielle Lesart des Alten Testaments darstellt.“*

Teil III - Antijudaismen

Der thematisch sicherlich heikelste Abschnitt des Dokuments ist der Hauptteil III: „Die Juden im Neuen Testament“. (Nr. 66–83) Hier geht es um die Antijudaismen innerhalb des Neuen Testaments. Um die entsprechenden Texte und Sachverhalte einordnen zu können, wird eine Zeitgeschichte von 538 v. Chr. bis zum Beginn des 2. Jh. n. Chr. vorangestellt (Nr. 66–69). Dann wird jede neutestamentliche Schrift auf ihre Stellung zu den Juden einzeln durchgegangen, sortiert nach Evangelien und Apostelgeschichte, echten Paulusbriefen, anderen Briefen und der Offenbarung des Johannes. Ein solch differenziertes Vorgehen lässt sich im Grunde nicht zusammenfassen. Was sich dennoch generalisierend sagen lässt, lautet in den resümierenden Worten des Dokuments: *„Im Neuen Testament sind die an die Juden gerichteten Vorwürfe weder häufiger noch heftiger als die Anklagen, die im Gesetz und in den Propheten gegen die Juden gerichtet werden. So dürfen sie nicht mehr für Antijudaismus in Anspruch genommen werden. Sie in dieser Weise zu benutzen, liefe der Gesamtausrichtung des Neuen Testaments zuwider. Einen echten Antijudaismus, d. h. eine Haltung von Verachtung, von Feindschaft und von Verfolgungswut gegenüber den Juden als Juden findet sich in keinem Texte des Neuen Testaments und ist mit der Lehre des Neuen Testaments unvereinbar. Was es gibt, sind Vorwürfe gegenüber bestimmten Arten von Juden aus religiösen Gründen und auf der anderen Seite politische Texte, die die christliche apostolische Verkündigung gegenüber Juden in Schutz nehmen sollen, die ihr Widerstand entgegenbringen.“* (Nr. 87)

Teil IV - Schlussfolgerungen

Das soeben angeführte Zitat gehört in den kurzen Schlussteil IV „Schlussfolgerungen“ (Nr. 84–87) mit einem eigenen Absatz „Pastorale Anregungen“, der grundsätzliche Äußerungen zum christlich-jüdischen Dialog auf der Basis der letzten einschlägigen

Äußerungen von Nostra Aetate sowie von Papst Johannes Paul II. seit 1980 (Begegnung mit Vertretern der Juden in Mainz) enthält. Noch einmal wird deutlich, dass das Dokument die Verhältnisbestimmung zum Judentum an der Theologie des Römerbriefes (bes. Kap. 9–11) orientiert wissen will, die durch eine *„Haltung des Respekts, der Hochschätzung und der Liebe gegenüber dem jüdischen Volk“* gekennzeichnet ist. (Nr. 87)

Am Ende des Durchgangs durch das Dokument sei noch auf das äußerst bemerkenswerte Vorwort von Kardinal Ratzinger hingewiesen, der nicht nur aus dem sehr umfangreichen Text meisterlich Kernaussagen herausarbeitet, sondern sie auch noch einmal in einen eigenständigen, äußerst spannend zu lesenden und zugleich knappen Gang durch die Theologiegeschichte einordnet.

Schlussbetrachtung

Das Dokument der Päpstlichen Bibelkommission stellt in der Zusammenschau eine Art Hermeneutik, Theologie und – zumindest zu Teilen – Zeitgeschichte des Alten und Neuen Testaments dar. Sie ersetzt nicht die wissenschaftlichen Werke der Exegese, schöpft aber aus ihnen und bietet einen mehr als hilfreichen Durchblick ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die auch nicht beabsichtigt ist.⁵ Es ist ein großartiges Plädoyer für das Alte Testament als voll und ganz zur Heiligen Schrift der Christen gehöriger Teil, der nicht weniger Offenbarung Gottes ist als das Neue Testament. Welcher Schatz in ihm geborgen ist, wird z.B. bei der Lektüre des Absatzes *„Größe und Elend des Menschen“* im AT deutlich – ein Thema von höchster Aktualität und Bedeutsamkeit für das Verhältnis von Glaube bzw. Kirche und Gesellschaft, zu dem das Neue Testament aus verschiedenen Gründen deutlich weniger zu sagen hat (vgl. Nr. 27–30).

Es bleibe dahingestellt, ob alle Fragen, die sich ergeben, befriedigend geklärt werden. Manchem Problem mag durch geschickte

Formulierung ausgewichen sein. Nur Weniges sei beispielhaft genannt. Nachdem Nr. 8 die Nicht-Übereinstimmung christologischer Aussagen mit Aussagen des Alten Testaments als Perspektive des Hebräerbriefs treffend umschrieben hat, wird die sich daraus ergebende Spannung abrupt aufgelöst in dem Satz: *„Die Grundaussage bleibt die gleiche. Die Schriften des Neuen Testaments erkennen an, dass die Schrift des jüdischen Volkes eine bleibende Bedeutung als göttliche Offenbarung besitzt.“* In Nr. 11 bleiben angesichts eines Verheißungs-Erfüllungsschemas die Verheißungen des Alten Testaments ausgeblendet, die in Jesus Christus nicht in Erfüllung gegangen sind (z.B. Völkerwallfahrt, irdischer Friede usw.). Mit dem schnellen Hinweis auf ein anderes Verständnis ist es da nicht getan, wie es z. B. unter Nr. 55 erfolgt: *„Niemals stellt das Neue Testament die Gültigkeit der Abraham zuteil gewordenen Verheißung in Frage ... Das Verständnis der Verheißung unterscheidet sich freilich von demjenigen im Judentum.“* An solchen Stellen zeigt sich die von Christen auszuhaltende Spannung, vom Alten Testament als unserer Wurzel nicht lassen zu können und doch keine bruchlose Kontinuität in allem feststellen zu können. Auf den christlich-jüdischen Dialog gewendet bedeutet dies, dass er längst noch nicht am Ende ist. Vielmehr bietet das Dokument eine fundierte und von der Hochachtung der anderen geprägte Gesprächsgrundlage. Auch das, was kritisch angemerkt wurde, nimmt ihm nichts von seinem hohen Wert.

Der größte „Haken“ des Dokuments ist sein Umfang. Wer liest schon ein 167 Seiten starkes römisches Dokument? Dass es doch möglichst viele mit Gewinn für das eigene Verstehen, für die Verkündigung und für einen liebevollen Blick auf den Glauben des jüdischen Volkes tun, dafür möchte dieser Beitrag werben – aus Überzeugung!

Anmerkungen:

- ¹ Päpstliche Bibelkommission: *Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel*. 24. Mai 2001 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 152), 2002.
- ² Päpstliche Bibelkommission: *Die Interpretation der Bibel in der Kirche*. 23. April 1993 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 115).
- ³ So Joseph Kardinal Ratzinger in seinem Vorwort zum Dokument.
- ⁴ Vgl. Chr. Dohmen / G. Stemberger: *Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testaments*. Stuttgart 1996, 133-213, bes. 156.
- ⁵ Vgl. Nr. 1 des Dokuments: *„Die Ergebnisse dieser Untersuchung, die selbstverständlich nicht den Anspruch auf eine erschöpfende Erfassung des Gegenstandes erheben, werden hier in drei Kapiteln vorgestellt.“*

Heiner Koch

Plädoyer für eine kirchliche Begabtenförderung

*Die Mittelmäßigkeit wiegt
immer richtig,
nur ist ihre Waage falsch*
(Anselm Feuerbach)

*Denn nicht alle
nehmen den Glauben an*
(2 Thes 3,2)

oder

*Das Ungefragtsein des Glaubens
führt zur fragwürdigen Situation in
der Kirche*

Es wird gesellschaftlich immer offensichtlicher und kirchlich immer erfahrbarer: Das Lebenswissen, also die Summe der Überzeugungen, der Perspektiven und der Werte, und die Lebenspraxis einer steigenden Zahl von Menschen in unserer heutigen Gesellschaft deckt sich immer weniger mit dem christlichen Lebenswissen und der christlichen Lebenspraxis. Noch weitergehend: „Nahezu alle Themen, die mit Weltanschauung, Glauben, ethischen Fragen und Kirche zu tun haben, finden heute weitaus weniger Aufmerksamkeit als noch vor wenigen Jahren.“¹ „Der Anteil der Bevölkerung, der sich für die Auseinandersetzung mit Sinnfragen interessiert, hat sich in den letzten zehn Jahren fast halbiert. Vor einem solchen Ergebnis steht man erst einmal ratlos.“² Diese Entwicklung wird auch dadurch noch wesentlich verstärkt, dass nur eine zusehens immer kleiner werdende Zahl von Christen in der Lage und bereit ist, die Inhalte des christlichen Glaubens der nachfolgenden Generation und den Glaubens- und Kirchenfernen weiterzugeben. „Die religiös Gebundenen wenden sich in der Regel

auch nicht offensiv Nicht-Gebundenen oder Glaubens-Unsicheren mit Gesprächsangeboten zu. Jeder missionarische Eifer, schon das demonstrative Bekenntnis der eigenen Glaubensüberzeugungen sind dem modernen Christentum fremd.“³ Die Kirche sieht sich dabei in einer eigentümlichen Spannung: einerseits ist sie noch immer die mitgliederstärkste Organisation unserer Gesellschaft; andererseits hat ihre Relevanz für viele Menschen in unserer Gesellschaft deutlich abgenommen. Vor allem verliert sie selbst für ihre eigenen Mitglieder immer stärker ihre prägende Kraft: Würde man etwa das Apostolische Glaubensbekenntnis in seinen einzelnen Aussagen heute zur Abstimmung unter den Mitgliedern der Kirche stellen, so würde wahrscheinlich kein einziger dieser Sätze eine Abstimmungsmehrheit finden. Auch in der Glaubenspraxis entscheiden viele Mitglieder der Kirche „autonom“, nach welchen Kriterien sie ihre Lebenspraxis in welchen Lebensbereichen wie gestalten. Diese Entwicklung bedeutet zwangsläufig eine starke Pluralisierung des Mitgliederbestands der Kirche, angefangen von den getauften Gleichgültigen über die Kölsch-Katholischen und den Auswahlchristen hin zu den verantwortlich sie Tragenden, um nur einige Schattierungen zu nennen. Diese unterschiedliche Identifizierungsdichte ihrer Mitglieder mit ihr führt u. a. zu einer zunehmenden Schwächung der kirchlichen Corporate Identity und einer deutlichen Minderung ihrer gesellschaftlichen Stoßkraft. Es vermindert sich die Zahl derer, die der Kirche in der Gesellschaft profiliert ein Gesicht geben. Damit werden schließlich die Inhalte, für die die Kirche steht, gesellschaftlich immer verschwommener und immer weniger präsent. Die Kirche wird zu einem institutionellen religiösen Anbieter unter vielen anderen; sie wird immer mehr zur Volkskirche in dem negativen Sinn, dass jeder im Volk sich aussucht oder hineininterpretiert, was ihm lieb und passend erscheint. Überlebt die Kirche im Markt der Möglichkeiten damit vielleicht ganz geschmeidig, verrät damit aber die Botschaft und die Wirklichkeit, um derentwillen sie ins Leben gerufen worden ist?

**Man kann nicht beides haben:
den Rahm und die Butter
(Norwegisches Sprichwort)**

oder

**Die Entscheidung zwischen
fragwürdigen pastoralen Alternativen**

In dieser für viele Christen und Gemeinden wie auch für viele Verantwortliche in der Kirche ärgerlichen oder sogar deprimierenden Situation schlagen die einen vor, dass sich die Kirche zurückziehen müsse, um als kleine geschlossene Gruppe in dieser Gesellschaft nicht nur nicht unterzugehen, sondern profiliert und progressiv auftreten zu können: Lieber weniger Mitglieder, aber eindeutige, weg mit allen faulen Kompromissen, wir bräuchten die deutliche Abgrenzung zur Welt, damit überhaupt noch klar bleibe, wofür die Kirche stehe, und wir uns nicht von innen und nach außen hin völlig auflösen. Natürlich beschleicht Vertreter dieser kirchenpolitischen Richtung auch manchmal erhebliches Unbehagen. Denn sie wissen, dass die Kirche, dem Willen Jesu Christi entsprechend, kein Selbstzweck sein darf, sondern Kirche für die Menschen sein soll, Stadt auf dem Berge, Salz der Erde, Licht der Welt (Mt 5,13-16). Sie wissen, dass Jesus zu den Menschen gegangen ist und sich ein- und damit auch ausgesetzt hat. Sie spüren, dass die Kirche kein gepflegter Ziergarten sein darf und dass Gott, wenn wir ihm einmal am Jüngsten Tag gegenüberstehen werden, uns sicherlich auch fragen wird, warum wir unsere Schwestern und Brüder außerhalb der Kirche nicht mit auf den Weg zu ihm genommen haben.

Die Mitglieder der anderen kirchpsychologischen Richtung weisen der Kirche einen entgegengesetzten Weg: Sie müsse offene Kirche sein und auf die Menschen zugehen, sie müsse sich nach deren Sorgen und Fragen richten. Nicht die Menschen hätten sich von uns, sondern wir uns von den Menschen distanziert, so ihre Überzeugung. Die Kirche dürfe kein Gegenüber, sondern müsse ein Miteinander mit den heutigen Zeitgenossen sein. Aber auch diese Richtungskämpfer beschleicht zunehmend eine böse Ahnung: Biedern wir uns nicht zu sehr an? Verwässern

wir nicht unsere Inhalte? Werden wir nicht so ununterscheidbar in der Gesellschaft, dass die Menschen gar nicht mehr wissen, was das Besondere der christlichen Botschaft eigentlich ist, auf das sie sich gläubig einlassen sollen. Wer nach allen Seiten hin offen ist, erlebt eben nur noch den Durchzug – und sei es den der heutigen Zeitgenossen.

Die Spannung zwischen beiden Richtungen scheint unüberbrückbar und viele, die sehr bewusst Seelsorge zu gestalten versuchen, finden sie oftmals tief in sich selbst mit allen Unsicherheiten, die dies für das seelsorgliche Handeln mit sich bringt: Die Kirche muss aus ihrem Selbstverständnis heraus geradlinig und konsequent, eben profiliert leben, um die Menschen überhaupt zu provozieren, sich mit der christlichen Botschaft auseinander zu setzen. Sie muss aber auch gastfreundlich sein und offen und einladend zu den Menschen gehen, damit die Menschen überhaupt den Weg zur christlichen Botschaft und in die Gemeinschaft der Kirche finden können. Diese Spannung zwischen Profil und Offenheit stellt sich für viele Gemeinden und für viele Seelsorger als drängende Frage in vielen kirchlichen Bereichen: Sollen wir etwa in der Vorbereitung auf die Erste Heilige Kommunion unsere Erwartungen an die Kinder und ihre Eltern so niedrig halten, dass auch die, die vielleicht nur aus geringem Glaubensinteresse sich für diese Feier angemeldet haben, zur Erstkommunion geführt werden, oder treiben wir unsere Forderungen an die Kinder und ihre Eltern so in die Höhe, dass faktisch ein „Numerus Clausus“ für den Kommunionunterricht eingeführt wird?

**Nur einer tötet den Elefanten,
doch das ganze Volk lebt von ihm
(Aus dem Sudan)**

oder

**Im Dienst der menschlichen Solidarität:
die Kirche als Gemeinschaft
der Stellvertretung**

In dieser spannungsreichen Problematik kann der Leitgedanke der Stellvertretung

einen pastoralen Weg weisen.⁴ Er ist begründet in dem „seinshafte[n] Solidarismus“ aller Menschen.⁵ Jeder Mensch ist untrennbar in die menschliche Gemeinschaft hineinverwoben. Alles, was er tut oder lässt, hat Auswirkungen nicht nur für ihn, sondern für die ganze Menschheit. In dieser wesenhaften solidarischen Seinsverbundenheit aller Menschen ist Gott in Jesus Christus Mensch geworden und nahm in seinem Leben, Sterben und Auferstehen als Mit-Mensch alle Menschen in die Gemeinschaft mit Gott hinein. Seitdem steht die Kirche als sein Leib wie ihr Haupt im Dienst der Stellvertretung für alle Menschen. In ihrer seinsmäßigen Verwobenheit mit allen Menschen führen die Christen, wenn sie die Gemeinschaft mit Gott leben, alle Menschen in diese Gemeinschaft hinein. Dieses „für alle Dastehen macht die Kirche aus“,⁶ gerade so wird sie zum „Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen Gentium 1). Wenn die Christen beispielsweise beten, so beten sie aus ihrer seinsmäßigen Verbundenheit mit allen Menschen stets stellvertretend auch für die Menschen, die nicht beten. Natürlich können Christen in ihrem stellvertretenden Gebet nicht das Gebet eines anderen Menschen ersetzen, weil kein Mensch aufgrund seiner Einmaligkeit ersetzbar ist. Wie Eltern stellvertretend für ihr Kind handeln in der Absicht, dass dieses möglichst bald die jetzt noch von ihnen vollzogenen Handlungen selbständig vollzieht, so sind Christen für andere Menschen Stellvertreter im Glauben in der Absicht, dass die Menschen, an deren Stelle sie stehen, möglichst bald vor Gott in der Gemeinschaft der Kirche die ihnen zukommende unveräußerliche Stelle selbst wahrnehmen. Stellvertretender Dienst hat also immer eine einladende Dimension, die versucht, den anderen für das für ihn in der Stellvertretung Geleistete selbst zu gewinnen. Eine stellvertretende Gemeinschaft wie die Kirche kann von daher nie sich selbst genügen oder auf sich selbst zurückziehen, sie muss immer offene, einladende und zur Teilnahme motivierende Gemeinschaft sein.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig (Friedrich Schiller)

oder

Der stellvertretende Dienst der Christen füreinander

Dieses Stellvertreter-Sein und diesen Dienst der Stellvertretung aber verwirklicht die Kirche nicht nur hinsichtlich der Nicht-Glaubenden und derer, die nicht in ihrer Gemeinschaft stehen, sondern auch in Beziehung zu den Gliedern der Kirche. Christen leben in einer seinsmäßigen, in der Taufe begründeten sakramentalen Verbindung mit allen Christen: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit; wenn ein Glied ausgezeichnet wird, freuen sich alle Glieder mit“ (1 Kor 12,26). So wie die Kirche stellvertretend für die Menschen außerhalb ihrer Gemeinschaft lebt, so leben die Glieder der Kirche gerade in ihrer sakramentalen Verwobenheit auch stellvertretend füreinander – und d. h. heute eben: für Christen mit einer unterschiedlichen Identifizierungsdichte zur kirchlichen Gemeinschaft: Wenn die einen in der Kirche das Beten eher vernachlässigen, so ist es gut, dass andere in ihrem Beten stellvertretend auch für diese beten; wenn einige die Angebote einer Gemeinde nur auswahlweise konsumieren, ist es wichtig, dass andere die Gemeinde auch in ihren schweren Aufgaben tragen; wenn einige völlig hineingerissen sind in die sogenannte Schweigespirale des Glaubens und ihr Glaubenszeugnis verstummt ist, so ist es wichtig, dass es andere gibt, die sich in besonders intensiver Weise dem Dienst der Verkündigung widmen und dazu beitragen, dass der Glaube nicht sprachlos wird. In seiner Sprache hat Methodius vom Olymp dies so formuliert: „Die höheren Seelen, die schon inniger die Wahrheit umfassen ... wirken als Helferinnen der Verkündigung mit zur Erlösung der anderen. Die aber noch unvollkommen sind, und erst Anfänger in den Lehren, werden von den Vollendeten in Schwangerschaft der Erlösung entgegengetragen und geformt gleichwie im Mutterleib, bis sie geboren und ins Dasein gezeugt

sind...; dann sind diese wiederum dank ihrem Fortschritt zur Kirche geworden und wirken nun mit zu anderer Kinder Geburt und Aufzucht, indem sie im Schoße ihrer Seelen wie in einem Mutterleib den makellosen Willen des Logos verwirklichen.“⁴⁷

Die Mittelmäßigkeit pflegt alles zu verurteilen was ihren Horizont überschreitet (La Rochefoucauld)

oder

Für eine kirchliche Begabtenförderung

Gerade im Hinblick auf den Dienst der Stellvertretung brauchen wir in unserer heutigen kirchlichen Situation deshalb eine spezifische und ausdrückliche Förderung derjenigen Christen, die in besonderer Weise zu dem Dienst der Stellvertretung bereit und in der Lage sind. Wir brauchen heute verstärkt eine Kerngruppenförderung, ähnlich der im Bildungsbereich geforderten Begabtenförderung, um die Spannung zwischen den beiden Polen kirchlichen Wirkens (klares, zur Entscheidung aufrufendes Profil auf der einen Seite und einladende Offenheit auf der anderen) auszuhalten und lebensproduktiv werden zu lassen. Wenn zum Beispiel ein Großteil der Erstkommunionfamilien vor allem eine wie auch immer zu deutende gute Zeit in der Kirche erleben will und ein schönes Fest, so ist dies an sich nicht verwerflich, dieser Wunsch allein aber wird sicherlich nicht im Vollsinn dem Geschenk der Eucharistie gerecht. Schlimm aber wäre es, wenn die Erstkommunionfamilien, die bereit sind, sich intensiver in das eucharistische Geheimnis hineinzugeben und aus ihm heraus zu leben, nicht besonders gefördert und gefordert würden: Sie können etwa in eine besondere Verantwortung in der Gemeinde und der Verkündigung hineingenommen werden, mit solchen Familien können Familienexerzitien begangen werden und solche Familien können auch nach der Erstkommunion in Familien-Glaubenskreisen gesammelt werden. Dies alles aber von allen Erstkommunionfamilien zu erwarten, käme einer Illusion gleich, die diese Familien nicht

zu erfüllen bereit sind, und würde bei allen Beteiligten nur Frustrationen erzeugen angesichts der erheblichen Diskrepanz zwischen der Erwartung dieser Familien auf der einen Seite und der in der Kirche Verantwortlichen auf der anderen. Diejenigen aber nicht zu fördern, die bereit sind, weiter und intensiver den Weg der Nachfolge Jesu zu gehen, würde den Gedanken des stellvertretenden Dienstes der Kirche missachten. In diesem Dienst nämlich können, um bei unserem Beispiel zu bleiben, die wenigen, eher entschiedenen Erstkommunionfamilien die vielen „volkskirchlichen“ Erstkommunionfamilien mittragen – sie stellvertretend, sie aber nicht ersetzend, also im Bemühen und in der Hoffnung, dass diese selbst ihren ureigenen Platz in der Gemeinde und der Kirche einmal werden wahrnehmen, auch wenn keiner weiß, ob und wann dies hier auf Erden einmal geschehen wird. Diesen stellvertretenden Dienst aber nicht zu leisten und stattdessen die nicht entschiedenen Familien aus der Kirche bzw. aus dem konkreten Kommunionunterricht auszuschließen, hieße, ihnen, die diesen Ausschluss subjektiv wahrscheinlich oft als Abschiebung, wenn nicht sogar als Trennung empfinden, in hohem Maße die Möglichkeit zu nehmen, einmal aus ihrer Randposition in die Mitte des christlichen gemeindlichen Lebens rücken zu können, wo andere stellvertretend für sie derzeit ihren Platz wahrnehmen und freihalten. Der Ausschluss der am Rand Stehenden würde also genauso den Dienst der Stellvertretung der Kirche erschweren oder sogar verhindern wie die oben geschilderte Unterlassung einer spezifischen Förderung der besonders begabten und bereiten Familien. Das Beispiel des Erstkommunionunterrichts lässt sich leicht auf andere pastorale Lebensfelder der Kirche übertragen. Damit wird die uns gegebene volkskirchliche Situation zu einer ganz konkreten Herausforderung, dem Auftrag des hl. Paulus Folge zu leisten: „Einer trage des anderen Last!“ (Gal 6,2).

Der Himmel braucht uns so wie wir die Fackeln: sie leuchten nicht für sich (William Shakespeare)

oder

Die hervorragende Bedeutung kirchlicher Kerngruppen

Eine kirchliche Begabtenförderung aber kann vom sozialen Wesen der Kirche her nie nur eine Individualförderung sein, sondern wird auch immer zur Gemeinschaftsbildung führen. Eine kirchliche Begabtenförderung ist immer auch eine Sammlung und Förderung von Kerngruppen. Diese können ein hervorragender Weg sein, die Wirkkraft der Kirche in unserer Gesellschaft zu verstärken. Ohne profilierte, handlungsbereite und einsatzfähige Kerngruppen wird die Kirche in der Gesellschaft nur als diffuse, wirkungslose Menschenansammlung wahrgenommen werden. Wie auch bei anderen gesellschaftlichen Gruppierungen immer wieder zu beobachten, wird auch die Großgruppe Kirche in unserer Gesellschaft nur durch klar konturierte, zugleich aber nicht exklusive Kerngemeinschaften zur Sprache und zur Wirkung kommen können. Sie leiten ihr „Selbstbewusstsein nicht aus zahlenmäßiger Stärke ab, sondern aus Inhalten, aus den religiösen Überzeugungen. Nur so kann Kraft geschöpft werden, teilweise auch gegen gesellschaftliche Trends, gegen den Zeitgeist zu stehen und daraus sogar ein neues Selbstbewusstsein zu schöpfen.“⁸ In unserer pluralen Angebotsgesellschaft muss die christliche Botschaft durch profilierte Gruppen ein wahrnehmbares Gesicht erhalten. Sie besitzen einerseits eine hohe Identifizierungsdichte mit der Kirche und bergen gerade auch aus dieser Solidarität heraus ein hohes Erneuerungspotential für die Kirche selbst. Sie sind damit aber auch profiliert und bereit zu einer gewinnenden und einladenden Auseinandersetzung mit der Gesellschaft. Solche kirchlichen Kerngemeinschaften verstärkt aufzubauen und zu fördern scheint mir ein dringend gegebenes Gebot der pastoralen Stunde zu sein.

Es genügt nicht, gute geistige Anlagen zu besitzen. Die Hauptsache ist, sie gut anzuwenden. (René Descartes)

oder

Begabtenförderung als pastorale Priorität

Derzeit wird viel über eine Prioritätensetzung in der seelsorglichen Arbeit nachgedacht für die Gemeinden, die Priester, die Diakone und für die ehren- und hauptamtlichen Laien, die in besonderer Verantwortung für die Seelsorge stehen. Eine klare Priorität käme meiner Meinung nach aufgrund der gegebenen sozialen und pastoralen Situation, in der wir heute stehen, einer solchen Begabtenförderung zu. Sie würde helfen, dass viele uns von Gott gegebene Charismen, viele geistgewirkte Begabungen nicht unterentwickelt und ungenutzt bleiben. Sie würde ermöglichen, dass viele dieser Begabten ihre Begabung als Aufgabe sehen lernen und ihre Talente einsetzen würden im Dienste der Stellvertretung der Kirche zum Heil aller Menschen. Sie wäre kein Rückzug auf eine exklusive Kerntruppe, sondern wäre ausgerichtet auf eine immer größere Ausweitung der Begabten, die ihre Gaben zur Aufgabe für die anderen machen. Solch eine Begabtenförderung und solch ein Aufbau von Kerngemeinschaften wäre sicherlich auch für viele Seelsorger eine erfüllende und sie bereichernde Aufgabe. Die Stärkung dieser Zielgruppen könnte auch dazu beitragen, dass die Seelsorger, vor allem die Priester, sich nicht immer stärker dem Druck aussetzen zu meinen, in der Seelsorge alles selbst machen zu müssen, sondern vielmehr sich bemühen, engagierte Mitverantwortliche aufzubauen – auch und gerade auch, wenn heute vielleicht nur wenige zu diesem Einsatz bereit sind. An den kirchlichen Kerngruppen könnte in der Gesellschaft anschaulich werden, was es heißt, Kirche und Christ zu sein und für welche Inhalte diese Kirche steht. Eine solche Begabtenförderung und die Bildung profilierter zugleich offen-einladender Kerngruppen wäre damit auch ein Beitrag zur Profilierung der Kirche und zu ihrer Qualitätssiche-

rung. Um es noch einmal deutlich zu sagen, natürlich dürfen diese Gruppen keine in sich geschlossenen sektenhaften Zirkel bilden. Ihr stellvertretender Dienst fordert von ihnen, dass sie andere Menschen ermutigen und befähigen, selbst ihre Gemeinschaft mit Gott zu leben und dann wiederum für andere Menschen, die (noch) nicht glauben, Stellvertreter zu sein und den Dienst der Stellvertretung zu leisten. Solch eine Begabtenförderung wäre ein massiver Einsatz gegen die oftmals heute gegebene Verdurchschnittlichung der Kirche, mit der diese ihren Auftrag verrät. Sie wäre auch ein Weg, gegen alle Rückzugstendenzen der Christen aus der Gesellschaft, diese Begabten zu motivieren und zu befähigen, mutig, einladend und gestärkt durch die Einbindung in eine Kerngemeinschaft, ihren christlichen Standpunkt öffentlich in der Gesellschaft zu vertreten.

Anmerkungen:

- ¹ Renate Köcher, Probleme und Chancen religiöser Kommunikation, in: *Communicatio Socialis* 33 (2000), 293.
- ² Renate Köcher, in: *Südkurier* 1.7.2000.
- ³ Renate Köcher, Probleme, 286.
- ⁴ vgl. Heiner Koch, Stellvertretung und nicht Ersatz, in: *Pastoralblatt* 53 (2001), 67–75. 99–106.
- ⁵ Leo Scheffczyk: Stellvertretung, in: Karl Rahner (Hg.), *Herders Theologisches Taschenlexikon* Bd. 7. Freiburg/Brsg. 1973, 148.
- ⁶ Edith Stein, in: *Edith Steins Werke VI. Welt und Person*. Freiburg i. Brsg. 1962, 163.
- ⁷ *Gastmahl* 38, in: Hans Urs von Balthasar, *Sponsa Verbi*, 183 f.
- ⁸ Renate Köcher, Probleme, 290.

Albert Koolen

Auf den Spuren der Arbeiterpriester

Vor genau einem Jahr, am Pfingstfest 2001 fand in Straßburg ein internationales Treffen der Arbeiterpriester statt, zu dem sich annähernd 500 Teilnehmer aus 23 Ländern versammelt hatten. In Frankreich löste das Treffen ein lebhaftes Echo nicht nur in der katholischen Presse aus. Obwohl aus Deutschland 20 Teilnehmer angereist waren, wurde hier davon kaum Notiz genommen oder falsch weitergegeben.

Nur ganz wenigen ist bekannt, dass es seit Beginn der 70er Jahre ein regelmäßiges Treffen der deutschen Arbeiterpriester gibt, das sich mittlerweile „Ilbenstädter Kreis (nach dem Ort bei Frankfurt) der Arbeitergeschwister“ nennt.

Eine intensive kirchliche Sozialisation genossen zu haben und der dauerhafte Wunsch, durch gering bezahlte, abhängige Lohnarbeit den Lebensunterhalt zu verdienen, sind bis heute die einzigen Voraussetzungen der Zugehörigkeit.

Der Kreis steht in der Tradition der Arbeiterpriester Frankreichs, deren Anfänge mehr als 55 Jahre zurückliegen. Die damals gestellte Frage an den Auftrag und die Rolle der Kirche in der Gesellschaft hat ihre Aktualität bis heute behalten.

Nach einem kurzen Blick in die Geschichte will ich diese Frage aus der Gegenwart in die Zukunft von Glauben und Kirche zu stellen versuchen.

Anfänge und Neubeginn bis zur Gegenwart

Möglicherweise mehr als in Deutschland zur selben Zeit war die katholische Kirche

Frankreichs vor dem zweiten Weltkrieg Gefangener des Bürgertums. Der Fordismus als industrielle Produktionsweise mit dem Fließband und die Entstehung eines Massenproletariats ging wie selbstverständlich am kirchlichen Leben und seinen Vollzügen vorbei. Erfahrungen wie das Fabrikstagebuch der Simone Weil waren nicht mehr als der bewunderte Weg einer Einzelkämpferin, überzeugend zwar, aber doch fremd und ohne Berührungspunkte zum kirchlichen Leben.

Der Angriff von Nazi-Deutschland 1940 und die vierjährige Besatzung Frankreichs zwang die katholische Kirche Position zu beziehen. Nicht wenige wurden als Fremdarbeiter in die Kriegsfabriken Deutschlands deportiert. Unter ihnen auch Priester, meistens gerade die Engagierten.

Sie machten dort Erfahrungen mit ihren Kollegen, die sie bis dahin kaum für möglich gehalten hatten: Die Kluft zwischen ihnen und anderen Deportierten war überwunden, Solidarität und der gemeinsame Überlebenswille in der Arbeit schufen eine neue Nähe zu den Menschen.

Sie entdeckten den Weg des Priesters, der arbeitet, als den Weg der Kirche zu den Menschen, weg von einer „Komm her!“ zu einer „Geh hin!“ Kirche.

Noch während des Krieges (1944) begannen die ersten Prêtres Ouvriers (P.O.'s) mit Fabrik- statt Gemeindefarbeit.

1950 erschien Henri Godins und Yvan Daniels Buch „La France, pays de mission?“ Die Autoren äußerten die Vermutung, dass durch den schleichenden Auszug der Menschen aus der Kirche Frankreich mehr und mehr zu einem Missionsland werde. Um dem zu begegnen, müsse es eine neue Form von Missionaren geben, die die Menschen genau dort aufsuchten, wo sie lebten und arbeiteten.

In Sinne des Buches wurde vor allem in den Diözesen Paris, Lyon und Lille jungen Priestern der Weg des Arbeiterpriesters als eines Missionars unter der Arbeiterschaft ermöglicht. Wichtig war die persönliche Identifikation mit dem Leben als Arbeiter. Nur über das persönliche Erleben und Erlei-

den der Arbeit wuchs das Verständnis für die Menschen und ihr Leben. Rasch gehörte dazu auch ein Engagement im Sinne der Kollegen in Betrieb und Gewerkschaft.

Kritik an den unmenschlichen Arbeitsbedingungen der Massenproduktion, Teilnahme an Streiks und das politische Begreifen größerer ökonomischer Zusammenhänge machten die Arbeiterpriester beim konservativen Klerus schnell unbeliebt. Zunächst gab es nur innerhalb der Kirche Frankreichs einen Kampf zwischen Gegnern und Befürwortern des „Experiments“ der Arbeiterpriester. Am 19. Januar 1954 verboten die französischen Bischöfe auf Drängen des Vatikans in einem Hirtenbrief den Weg der Arbeiterpriester und forderten sie auf, die Fabriken zu verlassen.

Aber nicht alle folgten. Einige, denen Solidarität mit den Kollegen wichtiger war als kirchlicher Gehorsam, ließen sich ihres priesterlichen Amtes entheben.

Sie gingen über viele Jahre hinweg einen für sich einsamen und in der Kirche vergessenen Weg.

Erst mehr als 10 Jahre später, zum Ende des Konzils, der Versöhnung von Kirche und moderner Welt und dem Erscheinen der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ am 7. Dezember 1965, wurde der Weg der Arbeiterpriester sozusagen offiziell bestätigt. In den folgenden Jahren gingen hunderte vom Konzil geprägte Priester in die Fabriken. Frankreich erlebte einen Höhepunkt der Arbeiterpriester-Bewegung. Es gibt seither eine von der Bischofskonferenz bestätigte Struktur mit Nationalekretariat und mehr als zwei Dutzend regionaler Gruppen. Von Frankreich aus verbreitete sich die Idee in fast allen lateinischen Ländern Europas: Belgien, Italien, Spanien, Portugal, Österreich, Schweiz, Großbritannien und schließlich Deutschland.

Neue Impulse kamen aus Lateinamerika und der Theologie der Befreiung. Gerade die Theologie Lateinamerikas holte sich viele Impulse aus der „Mission Ouvrière“. Andererseits lernten die Franzosen und Europäer von den Lateinamerikanern: Nicht für (*pour*) die Menschen gesellschaftliche Verbesse-

rungen oder Veränderungen anzustreben, sondern mit (*avec*) den Leuten. Ohne Funktion und Aufgabe das Leben teilen (*partager*), die alltägliche Gegenwart als die Wirklichkeit entdecken, als Zeichen des Reiches Gottes, wie es im Lukas-Evangelium heißt.

Ebenfalls aus Lateinamerika und in Folge des Vat. II kam der Impuls der „Volk Gottes“-Theologie: Durch das gemeinsame Priestertum, zum ersten Mal in der Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ erwähnt, stellte sich die Frage nach der Besonderheit des Priestertums und des Umgangs mit verheirateten Arbeiterpriestern.

In Deutschland hat sich der Kreis der Arbeiterpriester rasch für Frauen, Laien und evangelische Theologinnen und Theologen geöffnet. Allerdings haben durch die vom Konkordat fest gefügte Staats-Kirche in Deutschland die Arbeiterpriester nie die Bedeutung wie in Frankreich erlangt. Dennoch gehören zum Kreis der deutschsprachigen (mit Österreich und der Schweiz) mehr als 50 Leute, von denen sich knapp Zweidrittel jeweils im Frühjahr und im Herbst in der Nähe von Frankfurt am Main treffen. Mittlerweile gehören auch ehemalige Industriepfarrer aus Ostdeutschland dazu. Der Kreis bemüht sich auch um Kontakte zu Priestern und Ordensleuten aus Osteuropa, die gezwungen oder freiwillig in der Industrie gearbeitet haben.

Seit fast 10 Jahren existiert eine internationale Struktur. Jeweils zu Pfingsten treffen sich Vertreterinnen und Vertreter mehrerer Länder zu einem internationalen Austausch. Und für letztes Jahr war seit zwei Jahren ein „Welttreffen“ der Arbeiterpriester vorbereitet worden. Es sollte sich an der Schwelle zum Dritten Jahrtausend drei Herausforderungen stellen:

1. Eine Antwort auf die Frage finden, ob die Tradition der Arbeiterpriester in Zukunft einen Platz in Kirche und Gesellschaft hat.
2. Einen Generationswechsel vorbereiten und sich den Ideen und Vorstellungen der Jüngeren öffnen.
3. Der Charakter des Treffens sollte möglichst international, jedenfalls weiter als Europa sein.

Unter vier Schwerpunkten:

- Arbeit und gesellschaftliche Ausgrenzung,
- Globalisierung und Alternativen,
- Suche nach Gott und Säkularisation und
- Welche Kirche in Zukunft?

wurde drei Tage in Kleingruppen und im Plenum diskutiert und ausgetauscht. Es wird sich zeigen, ob die Aufbruchsstimmung von Straßburg Kirche und Gesellschaft Impulse zu geben vermag...

Wie kann der Weg heute gelebt werden?

Jede/r hat wohl die Sehnsucht nach ganzheitlichem Leben. Nicht nur in Bruchstücken, sondern in tiefer Übereinstimmung mit sich selbst und einer inneren Gemeinsamkeit mit allen.

Dies nicht nur sagen, sondern auch leben, entspricht der Tradition der Arbeiterpriester.

Es ist der Versuch, die Möglichkeit einer Frage nach Gott offen zuhalten. Wohlgemerkt nicht, sie andauernd zu stellen oder gar zu beantworten. Aber einen Raum offen zuhalten, in der diese Frage wieder möglich wird.

Das heißt, gegen den gesellschaftlichen Konsens ökonomischer Effizienz zu leben. Für eine Fraglichkeit, die sich nach einer Übereinstimmung im Ringen um menschliche Würde und Gleichberechtigung sehnt. Ohne aber beschreiben zu können, wie das hier und jetzt genau aussieht.

Biblisches passt dazu das Bild vom Exil des Volkes Israel in Babylon: Das Volk, in die Fremde verschleppt, harrt aus und wartet. Eben keine Untätigkeit, sondern existenziell ein anderes Leben vorzunehmen. Im Buch Daniel wird solche Haltung aus späterer Perspektive beschrieben.

Langsam wächst auch nach mehreren Jahren Durststrecke im politischen Raum ein gemeinsames Ziel, gegen die kapitalistische Globalisierung für eine andere Welt einzustehen. Ob dies aber eine über Jahre tragende Bewegung wird, die auch mystisch-spirituelle Wurzeln hat?

Der einladende, nicht ausschließende Weg auf den Spuren und in der Tradition dessen, was die Arbeiterpriester wollten, soll beschrieben werden. Einen Weg der Erfahrung, der sich im Nachhinein erschließen kann. Im Größeren ist er vielleicht ein Stein im Mosaik der Weitergabe des Glaubens in die Zukunft.

Er orientiert sich an dem Satz aus dem Philipperbrief: „Sein Leben war das eines Menschen...“ (Phil 2,19). In der Tradition der Kirche heißt er Inkarnation.

Seine vier Schritte sind: *Bedürfnis, Interesse, Betroffenheit, Opposition/Widerstand*.

Ethisch liegt das Denken vom Anderen im Sinne Emmanuel Levinas zu Grunde. Hier soll nur auf die Möglichkeit eines praktisch-engagierten Lebens verwiesen werden. Nicht als Theorie, sondern als gelebtes Leben, das sich reflexiv einzuholen versucht. Ein Leben, das sich als Weg auf der Suche nach Gott und seinem Reich im Sinne des Lukas-Evangeliums (Lk 17,21) versteht. Eine theoretisch schwache Begründung zwar, aber dennoch nicht willkürlich, sondern erlebt und erfahren.

1. Das Bedürfnis

Die Durchdringung der Vollzüge des Lebens von mehr und mehr ökonomisch-effizientem Denken hat zunehmend Auswirkungen auf das je eigene Bewusstsein. Sich der Totalität (G. Lukacs) und der dauernden Beschleunigung (P. Virilio) entziehen zu wollen, erfordert große geistige und praktische Anstrengungen. Nicht selten erscheint es auch unmöglich, da ich nicht außerhalb der gesellschaftlichen Ansprüche stehe und mit ihnen immer verwoben bin.

Dies gilt auch dann, wenn ich mit aller Entschiedenheit einen anderen Weg gehen will. Es gehört zur eigenen Wahrhaftigkeit, sich die Verstrickung in leistungs- und profitorientiertes Verhalten zuzugestehen.

Dennoch gilt ein abgewandeltes Wort des Anarchisten und Philosophen Gustav Landauer, nach dem Veränderungen zu jeder Zeit durch den Willen der Menschen durchzusetzen sind.

Es hängt also von meinem existenziellen Bedürfnis ab, wie ich mein eigenes und einmaliges Leben führen will.

Solches aus biblischem Denken und Glauben heraus zu versuchen, ist eine der Motivationen, die uns im Kreis der Arbeitergeschwister zusammenführt. Einen anderen Blick zu versuchen, der mir im Tiefsten angemessen ist. Ein anderes Lebensbedürfnis zu haben, als schnell einen möglichst gesellschaftlich angesehen Platz zu besetzen und ihn ängstlich zu verteidigen. Es geht hier nicht um eine moralische Argumentation. Sondern um ein inneres Hören, das mich dann zu einem anderen als dem vielleicht zunächst vorgesehenen Lebensweg bringt. Nicht nach dem Abitur Studium, akademische Ausbildung fertigstellen, „Verantwortung“ des Machens als Macher (meistens männlich) übernehmen. Die meisten derjenigen, die sich zum Kreis der Arbeitergeschwister zugehörig fühlen, empfinden ihr Leben als befreiender und angemessener als in den ursprünglich vorgesehenen Ideen im Sinne der Effizienz. Vielleicht gehört auch der Mut dazu, dem schon längst als irrsinnig erkannten allgemeinen Vorstellungen von Leben zu widerstehen. Die Funktionslosigkeit des Evangeliums, das Geschenk des Lebens, in der Tradition mit dem Wort Gnade bezeichnet, eröffnet eine Freiheit, von der viele träumen. Diesem Bedürfnis nachzugehen und es sogar zu leben versuchen, ist der erste Schritt auf einem ethischen Weg, der menschliche Würde und Ehrfurcht vor dem Leben (A. Schweitzer), vor meinem eigenen Leben wieder entdeckt.

2. Das Interesse

Die ökonomisierte Gesellschaft kennt Gewinner und Verlierer. Offenbar gibt es, kurz gesagt, die Gewinner nur deshalb, weil es eben eine wachsende Zahl Verlierer gibt. Oder noch grundsätzlicher: Hat der endlose Kampf um die besten Plätze hier und weltweit den Vorrang oder das Ringen um eine Welt, in der jede/r einen Platz zum Leben hat? Es ist ein Appell an die schon immer angenommene Gewissheit der Gleichbe-

rechtiung aller Menschen. Dem Bedürfnis nach der Entdeckung der menschlichen Würde entspricht das Interesse an Leben, Lebenssituationen von mir selbst und anderen Menschen. Auf der Suche nach Leben gemeinsam mit anderen zu sein.

Solche Erfahrungen im konkreten Leben prägen das Erzählen des Kreises der Arbeitergeschwister. Stundenlang erzählen sie sich, welche Begegnungen mit Kolleginnen und Kollegen, Nachbarinnen und Nachbarn, Familien, Freunden und Menschen sie erlebt haben. Manchmal ist es nur ein Aushalten auswegloser Situationen, existenzieller Grenzen der Einsamkeit, des Sterbens und der Trauer. Biblische Wurzeln sind die Begegnungen von Jesus mit den Menschen.

Levinas nennt dies den Anspruch, den *der Andere* schon immer an mich gestellt hat und dem ich mich, einmal angesprochen, nicht mehr entziehen kann. Der Andere, so sagt er, nimmt mich für alles, was mein Leben betrifft, als dauernden Hintergrund. Levinas scheut sich nicht zu sagen, dass der Andere mich mit seinem Anspruch als Geisel nimmt. Sein Antlitz erscheint bei allem, was ich lebe und tue.

Es ist ein Leben in der Funktionslosigkeit des Mit-Lebens aus Eigeninteresse. Begegnung, die ihren Sinn und ihren Zweck in sich selbst hat. Kein Mensch darf zu etwas gezwungen werden, mag es noch so gut sein! Jede/r hat das Recht auf ihren und seinen Platz. Das direkte Gegenteil ist Vertreibung von Menschen aus U-Bahn und öffentlichen Plätzen in den deutschen Großstädten, weil sie das Bild des Kapitalismus trüben.

In Frankreich heißt dies „partager avec“. Gemeinsames Teilen ohne zusätzliche Hintergedanken.

3. Die Betroffenheit

Das Interesse an den Menschen, das Teilen und Mitleben prägt das Leben:

Das Teilen der Bedingungen der Arbeit, in ungelerten Jobs, in Küchen, Backstuben und Putzfirmen, in Betrieben und Fabriken und die Erfahrungen im Stadtviertel mit Menschen unterschiedlichster Herkunft und

Schicksal macht über das Interesse hinaus betroffen.

Ich bin berührt und nicht gleichgültig.

Die alltäglichen Ungerechtigkeiten summieren sich. Es bekommt eine Struktur, was sich Wirtschaft oder ökonomische Notwendigkeiten nennt: Sie haben nichts mit dem Schicksal der Einzelnen zu tun, nehmen keine Rücksicht darauf.

Es ist das, was in der Theologie der Befreiung „strukturelle Verstrickung in Schuld und Sünde“ genannt wurde. Sie fordert von mir eine Entscheidung: Unrecht als gegeben zu akzeptieren oder nach dem anderen Leben zu suchen.

So kann Unbehagen gegen weltweite Ungerechtigkeit, Ökonomisierung und steigende Brutalisierung der Gesellschaft wachsen. Wer internationale Kontakte hat, erfährt dies in globalem Zusammenhang.

Der Blick in die Welt, hilft Erfahrungen und Erlebnisse einsortieren und gibt eine innere Freiheit und Unabhängigkeit.

Letztlich ist es die Frage, wo ist die Grenze meines und unseres Schweigens und Erduldens. Ab wann halten wir unsere Betroffenheit nicht mehr aus?

Erfahrene und erlebte Betroffenheit, die Seele und Geist berührt, lässt handeln.

4. Die Opposition / der Widerstand

In dem Buch „Wählt das Leben“ spricht D. Sölle von einem persönlichen und sozialen Ortswechsel in der Gesellschaft. Bei D. Bonhoeffer ist es in den Tagebuchnotizen „Widerstand und Ergebung“ die Radikalisierung der Glaubensfrage: Abschiednehmen von all den Gewissheiten, die mein Leben bislang prägten. Sich nur noch auf Gott und die Suche nach Gott verlassen. Ortswechsel in der Radikalisierung der Gottessuche: Hier beginnt Opposition. Es ist eigentlich die Grenze des für mich Erträglichen. Da, wo ich nicht mehr anders kann, als mich zu wehren. Wo diese Schwelle bei jedem liegt, mag unterschiedlich sein. Aber dass es sie gibt hat mit der inneren Kraft zum Widerstehen zu tun, die wir alle in uns tragen.

Es ist ein aus der eigenen Betroffenheit wachsendes Widerstehen gegen alles, was die Würde des Einzelnen und der Menschheit insgesamt bedroht oder in Abrede stellt. Nicht jede/r ist geschaffen für dauernde Auseinandersetzung und Streit. Aber allein die konkreten Lebensumstände zum Beispiel im Kreis der Arbeitergeschwister stehen gegen die Maßstäbe des allgemeinen gesellschaftlichen Konsenses. Biblisch getragen aus Jesu Mahnung in Bezug auf die Mächtigen der Welt in Mk 10,42f: „...Ihr wisst, dass die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei Euch soll es nicht so sein...!“

Viele der Arbeitergeschwister und der französischen Arbeiterpriester sind zum Beispiel neben ihrer Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit in Bewegungen engagiert, die gegen die ökonomische Globalisierung stehen.

Opposition gegen den Staat, gegen die Gesellschaft kann auch im alltäglichen Ringen an der Seite der Kollegen und Nachbarn geschehen: Der Hass auf Flüchtlinge und Fremde, wie „ökonomisch nutzlose“ Menschen aussortiert werden, wie Kolleginnen und Kollegen im Betrieb um ihre Würde gebracht werden...

Es ist immer wieder die Frage: *Welche Macht gebe ich anderen über mein oder das Leben anderer? Welche Macht gebe ich dem Staat? Wie gehe ich mit der erfahrenen Ungerechtigkeit um? Wo beginnt für mich selbst die Notwendigkeit, mich zu wehren?*

Schluss

Der Weg in der Tradition der Arbeiterpriester ist ein ungeschützter und vielleicht riskanter. Er ist abenteuerlich, bedeutet Einmischen, ist der Weg der Inkarnation im Sinne von Hebr 4,15 „Wir haben ja nicht einen Hohenpriester, der nicht mitfühlen könnte mit unserer Schwäche...“

In der Funktionslosigkeit des Evangeliums ist er möglich in der Hoffnung auf das messianische Gottesreich. Ein Weg innerer und äußerer Freiheit, als Wahrhaftigkeit der

Gottessuche. So hat er seine Berechtigung nicht verloren. Er ist eine immer neue Herausforderung, ein immer neues Abenteuer, ein Schritt in eine neue Wirklichkeit von Kirche und Glauben. Er bleibt aktuell.

Die vier Schritte sind ein Versuch, der ethischen Begründungsschwierigkeit zu begegnen. Sie wollen einen Vorrang praktischen Lebens geben, am biblischen Denken orientiert. Es sind Hinweise, die nicht nur exklusiv für den Weg der Arbeiterpriester stehen. Sie sind als Einladung gemeint, sich mit auf den Weg zu machen.

Kontaktaufnahme zum Kreis der Ilbenstädter Arbeitergeschwister ist nicht verboten...!

Martin Hofmeir

Kontemplative Exerzitien im Alltag

Ein Erfahrungsbericht aus dem Seelsorgebereich Bad Godesberg-Süd

„Exerzitien im Alltag“ haben seit einiger Zeit Hochkonjunktur. Das zeigt bereits der Blick auf einschlägige theologische Neuerscheinungen, auf die vielen Modelle, die inzwischen auf dem spirituellen Büchermarkt erschienen sind. Auch in der Erzdiözese Köln bieten viele Gemeinden entsprechende Kurse an – mit zumeist sehr guter Resonanz. So auch bei uns in Bad Godesberg-Süd, wo ich zusammen mit Diakon Bruno Liesenfeld seit 4 Jahren mehrere Alltags-exerzitien geleitet habe. Ende des vergangenen Jahres wagten wir uns an ein neues Experiment heran, das wir „Kontemplative Exerzitien im Alltag“ nannten.

Hintergrund

Nach unseren Exerzitienkursen, die ein- bis zweimal im Jahr stattfanden und jeweils 4 Wochen dauerten, kam regelmäßig die Frage auf, wie es nach dem Kurs weitergehen könnte. Die Teilnehmer wünschten sich ein kontinuierliches Angebot im Stil der Alltags-exerzitien. So entschlossen wir uns, einen monatlichen Meditationsabend einzurichten, der inzwischen schon 20mal stattgefunden hat.

Die Meditationsabende beinhalten im wesentlichen zwei stille Zeiten von jeweils 25 Minuten. Für die erste Zeit geben wir verschiedene Impulse/Fragen zu einem bibli-

schen Text oder Lebensthema, im zweiten Teil beschränken wir unsere Meditation auf ein Wort oder einen kurzen Satz, den wir im Rhythmus unseres Atems wiederholen. Gerade dieses wiederholende, kontemplative Beten ist für viele Teilnehmer, aber auch für uns selbst ein großer Schatz und alltäglicher Begleiter geworden. Diese Erfahrungen machten uns Mut, auch einmal unsere Alltags-exerzitien im kontemplativen Stil durchzuführen.

Aufbau des Kurses

Der Kurs dauerte 8 Wochen. Er begann nach den Herbstferien und ging bis kurz vor Weihnachten. Bedingungen für die Kursteilnahme waren

- * die tägliche Meditationszeit (mindestens 30 Minuten) zu Hause „im stillen Kämmerlein“

- * die Teilnahme an den wöchentlichen Begleitabenden (mindestens 7 von 9 Treffen)

- * mindestens 3 Einzelgespräche mit einem Begleiter

Als inhaltliche Grundlage diente uns das Buch „Kontemplative Exerzitien“ von Franz Jalics SJ (Echter Verlag, 6. Aufl., 1999). Jalics führt darin in zehn Abschnitten zum kontemplativen Beten (Jesusgebet) hin. Ich kannte dieses Buch und meditiere danach seit mehreren Jahren.

An den gemeinsamen Abenden führten wir fortlaufend in ein Kapitel des Buches ein. Wir gaben die wesentlichen Gedanken des Buches wider und leiteten die jeweilige Übung an. Zuvor wurde die Übung der vergangenen Woche wiederholt, so dass auch diese Gruppenabende zwei stille Zeiten von ca. 25 Minuten enthielten. Zu Beginn machten wir immer eine Ankommübung (Leibwahrnehmung), der gemeinsame Abschluss war zumeist ein meditativer Tanz. Nach der ersten Meditationszeit tauschten wir uns in Kleingruppen über die Erfahrungen der vergangenen Woche aus. Anschließend gab es eine kurze Pause, und zwischendurch wurden an verschiedenen Stellen (Taizé-)Lieder

gesungen. Die Abende begannen um 20 Uhr und endeten um 21.45 Uhr. Sie fanden statt in Alt-St. Martin, der kleinen romanischen Kirche in Muffendorf, die gerade für kleinere Gruppen sehr geeignet ist und viele Menschen allein schon durch ihre spirituelle Ausstrahlung zur Sammlung führt.

Teilnehmer

Insgesamt nahmen an dem Kurs 18 Personen teil. Die vierzehn Frauen und vier Männer kamen aus unterschiedlichen Gemeinden, auch über unseren Seelsorgebereich hinaus. Ein Großteil davon nahm bereits an früheren Alltagsexerzitien und an den monatlichen Meditationsabenden teil, aber es kamen auch andere Personen hinzu. Altersmäßig war die Gruppe bunt gemischt. (34 bis 85 Jahre)

Aufgrund der Größe der Gruppe, der vielen Frauen und der einen evangelischen Teilnehmerin waren wir froh, mit Maria Reichel, einer Exerzitienbegleiterin und evangelischen Pfarrerin, eine gute Ergänzung für unser Begleiterteam gefunden zu haben.

Fragebogen

Wie bei den früheren Exerzitienkursen baten wir die Teilnehmer gegen Ende des Kurses einen Fragebogen auszufüllen. Dieser enthielt eine ganze Reihe an Fragen, von dessen Beantwortung wir uns – auch im Hinblick auf weitere Exerzitienangebote – ein wichtiges Feedback erwarteten. 16 Personen füllten den Fragebogen tatsächlich aus, was einer Quote von 89 Prozent entspricht und damit einen guten Gesamteindruck vermitteln kann.

Beten im stillen Kämmerlein

Die meisten Teilnehmer bekundeten, dass sie es tatsächlich schafften, sich die tägliche Meditationszeit von 30 Minuten zu nehmen. Schwieriger war es offenbar, sich auf die

Übung an sich zu konzentrieren. Viele stellten fest, wie schwer es fiel, mit der Aufmerksamkeit beim Atem, bei der Wahrnehmung der Hände oder bei einem einfachem Gebetswort („Ja“, „Maria“, „Jesus Christus“) zu bleiben. *„Das Sein in der Gegenwart empfinde ich als langsamen Lernprozess“*, schrieb eine Kursteilnehmerin stellvertretend für manch andere.

Gruppenabende

Die wöchentlichen Gruppenabende wurden insgesamt als sehr hilfreich empfunden, sie bildeten für viele den Höhepunkt der Woche. Die einzelnen Elemente und auch die Gesamtstruktur des Abends erwiesen sich als sehr angemessen. Darüber hinaus wurde die Gruppe an sich geschätzt, vor allem die gegenseitige Ermutigung in der Kleingruppe (bewusst kurzer, aber intensiver Austausch, 15–20 Minuten), das gemeinsame stille Beten und das Gefühl einer tragenden Gemeinschaft bei den Tänzen. Die großen Altersunterschiede wirkten sich nicht negativ aus, sie vermittelten eher das positive Gefühl einer Großfamilie, in der alle am gleichen Strang ziehen.

Das meditative Tanzen war für eine ganze Reihe von Teilnehmern ein besonders schönes Erlebnis, ja sogar der *„krönende Abschluss des jeweiligen Abends“*. Einzelne taten sich mit dem Tanzen schwer, vielleicht auch deshalb, weil wir zu oft einen neuen Tanz einführten.

Einzelgespräche

Neben der positiven Gruppenerfahrung stellten auch die Einzelgespräche eine wichtige, hilfreiche Form der Begleitung dar. Die drei Gespräche wurden als ausreichend empfunden und sollten – nach Meinung der meisten Teilnehmer – zum festen Bestandteil der Exerzitien gehören. Interessant ist vor allem die Tatsache, dass mehrere Teilnehmer zugaben, der Einzelbegleitung anfangs skeptisch gegenüber gestanden, schließlich

aber gute bis sehr gute Erfahrungen damit gemacht zu haben. Für manche Interessenten war die Verpflichtung zum Einzelgespräch jedoch der Grund, dass Sie trotz Interesse nicht am Kurs teilnahmen, wie uns zumindest eine Person nach dem Informationsabend mitgeteilt hatte.

Auswirkungen des Kurses

Die Auswirkungen des Kurses auf den Alltag wurden vorwiegend mit den Vokabeln „bewusster“, „ruhiger“ und „gelassener“ beschrieben. Die eigene Unruhe und Ungeduld relativierte sich offenbar oder wurde zumindest bewusster wahrgenommen. Zum Teil wurden damit auch Konsequenzen verknüpft. *„Habe Termine bewusst abgesagt, verschoben oder weniger vereinbart, um mich von Unwichtigem zu entlasten“*, heißt es in einer Antwort.

Auch die Beziehung zu den Mitmenschen gestaltete sich gelassener. Es ergaben sich wesentlichere Gespräche, und auch die Bereitschaft, sich abzugrenzen, nahm zu.

Die Gottesbeziehung wurde intensiviert und vertieft. Bei manchen war es auch „nur“ die Sehnsucht, die gewachsen ist.

Gesamtbewertung und Ausblick

Nach der Gesamtbewertung des Kurses befragt, bekundete die Mehrheit, dass der Kurs als „sehr hilfreich“ auf dem momentanen Weg empfunden wurde. Für diese Personen war das kontemplative Kursangebot offenbar genau richtig.

Mit dieser Einschätzung korrespondiert die Absicht fast aller Teilnehmer, den Exerzitiweg über den Kurs hinaus weiterzugehen. *„Ich möchte diesen Weg unbedingt weitergehen“*, heißt es in einer Antwort, *„ich sehe ihn als meinen Lebensweg“*. Oder etwas vorsichtiger formuliert: *„Ich werde es versuchen, auch wenn es allein schwieriger sein wird als in Gemeinschaft und mit Anleitung/Unterstützung. Aber ich will es.“* Daneben findet sich aber auch vereinzelt die

Erkenntnis, dass der kontemplative Weg nicht oder noch nicht die eigene Gebetsweise ist. Dementsprechend wünschen sich einige Teilnehmer zukünftig wieder herkömmliche Alltagsexerzitionen mit Bild- und Textimpulsen. Die Mehrzahl jedoch präferiert ebendiese kontemplativen Alltagsexerzitionen. *„Unbedingt möchte ich wieder solche Exerzitionen, die anderen nicht mehr.“*

Länge und Tempo der Exerzitionen

Acht Wochen sind eine lange Zeit, aber diese Zeit wurde offenbar als angemessen empfunden. Für die meisten war dieser Zeitraum ein guter Kompromiss mit dem Jalics-Buch, das für den ganzen Prozess wesentlich mehr Wochen (und auch mehr tägliche Übungszeit) als Richtmass vorgibt. *„Jetzt würde ich sagen, 3 Wochen länger wären wichtig gewesen“*, schreibt eine Kursteilnehmerin und fährt fort: *„Vor dem ‚Kursus‘ hätten mich 12 Wochen aber evtl. abgeschreckt. Eigentlich braucht man mehr Wochen dafür und die Eile bedeutete für mich mitunter Druck“*. Auch andere empfanden die Vorgehensweise als zu schnell. Dementsprechend wurde in der Einzelbegleitung mit einigen Teilnehmern ein individuelles, vom Kurs abweichendes Tempo vereinbart. Für die Mehrheit war das Tempo indes stimmig. Dies lag vermutlich an den unterschiedlichen Vorerfahrungen, aber auch an der Einstellung, was in folgendem Statement zum Ausdruck kommt: *„Um einen großen Überblick zu bekommen, war das Kurstempo gut – ich habe ja nun Gelegenheit und Zeit, Schritte zu vertiefen. In Exerzitionen im Alltag kann man eben kaum langsamer vorgehen.“*

Für Anfänger geeignet?

Die Frage, ob die kontemplative Gebetsweise auch für Anfänger in der Meditation geeignet ist, beschäftigte uns bereits im Vorfeld der Kurses. Die diesbezügliche Einschätzung der Kursteilnehmer bestätigte uns in der Auffassung, dass diese Gebetsform

schon eine gewisse Gebets- und Glaubenserfahrung voraussetzt. Für „Anfänger“ stellt sie in der Regel eine Überforderung dar. Aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Bei entsprechender Sehnsucht und Offenheit ist dieser Weg auch für weniger Geübte fruchtbar, was sich zum Beispiel auch darin zeigt, dass alle Teilnehmer bis zum Schluss durchgehalten haben.

Fazit

Dem Feedback der Teilnehmer entsprechend fiel das Fazit der Begleiter durchaus positiv aus. Mit Freude stellten wir fest, dass es auch im Gemeindekontext möglich ist, kontemplative Exerzitien durchzuführen, dass sich so viele Menschen darauf einlassen und in der Mehrzahl auch sehr davon profitieren. Optimal wäre, wenn für jede Einheit bzw. für die einzelnen Jalics-Kapitel zwei Wochen, also die doppelte Zeit zur Verfügung stände. Als günstiger Zeitraum erscheint uns vor allem die Zeit zwischen Aschermittwoch und Pfingsten.

Die kontemplative Gebetsweise wird weiterhin einen festen Bestandteil unserer Meditationsabende ausmachen. Aber auch andere Gebetsweisen sollen darin ihren Platz haben. Das nächste Exerzitienangebot werden vermutlich wieder klassische, vierwöchige Alltagsexerzitien sein. Darüber hinaus ermutigen wir dazu, den Alltag auch einmal zu verlassen und eine gewisse Zeit in einem Exerzitienhaus zu verbringen.

Markus Roentgen

„Die Stille ist ein heiliger Klang“

Das sagt ein Musiker, der Klezmer-Klarinettist Giora Feidman.

In die Stille gehen, sich zur Stille sammeln, dem Schweigen sich auszusetzen ist, zunächst, oft schwierige Arbeit.

Vieles in mir stemmt sich dagegen. Innere Stimmen und äußere Unruhe drängen zur Tätigkeit. Innere Überspanntheit und äußeres Getriebensein geben der Müdigkeit und dem Schlafbedürfnis Raum.

Beides steht gegen das Schweigen an.

Oft bemerke ich erst dann, wenn ich ins Schweigen, in die versammelte Stille gehe, wenn ich mich hinhalte, wie müde ich bin, wie vieles an mir zerrt, wie die Unruhe mich treibt.

Die Erfahrung Jesu in der Wüste ist nicht anders („Und sofort schleuderte der Geist *Ihn* hinaus in die Wüste.“ So heißt es, wörtlicher übersetzt, bei Mk 1, 12.)

Das Wesen der Haltung des sich versammelnden Schweigens in Stille, in der Einnahme des Ortes, im Finden des Platzes, in der Entscheidung zu einer Körpergeste und einer damit verbundenen Körperhaltung, sei es im Sitzen, Knien, Liegen oder Stehen, es ist grundlegende Passivität.

Die Hände geben der Versammlung des Leibes Ausdruck. Ich lege sie jeweils in meiner Weise ineinander – gefaltet, als Schale, als Gefäß oder Kreuz.

In alledem disponiere ich mich, ich richte mich aus – aber ich mache *nichts*.

Ich gebe der Möglichkeit Zeit und Raum, dass etwas in mir entsteht, dass etwas entstehen kann, dass ich Hörender, Vernehmender werde. Das ist die große Aktivität in dieser Passivität.

Das *Aufmerken*, die *Achtsamkeit* auf das, was ist, was sich in mir meldet, was sich zeigt – das ist wenig und viel zugleich.

„Das Wesen des Gebets besteht in der *Aufmerksamkeit*“, schreibt Simone Weil.

Die ersten Erfahrungen mit der Stille, mit dem Schweigen verdeutlichen oft, wie viele Stimmen in mir am Werke sind, wie zahlreich Gedanken, Geschichten, Freuden und Leiden durcheinander wirken, wie Unbewältigtes, Alltägliches, Schweres und Schönes, wie die Menschen meines Lebens, die Männer und Frauen, die Kinder, die Eltern, das Familiensystem, Freunde und Feinde, die Dinge des Lebens, viele und vieles mehr in mir zu sprechen beginnen.

Der erste Impuls ist dann häufig, dieses Stimmengewirr unterdrücken zu wollen. Die Gebeterfahrung lehrt – zumeist geht es nicht. Im Beten ergeht der Zuspruch an mich: Lass es, lass sie, die Stimmen in Dir, zu. Sie gehören zu mir, sie benötigen einen Platz, sie brauchen meine Anerkennung und aus diesem Grunde auch Zeit und Ausdehnung.

Deshalb ist es so notwendig, nicht weniger als eine halbe Stunde ins meditierende Schweigen zu gehen. Die Erfahrung lehrt: Wenn möglich, nimm Dir ein wenig mehr Zeit.

Es kann ein Erstes entstehen: Trockenheit, Wüste und Nichts – als wäre ich auf Grund gelaufen; und dieser Grund bestünde aus einer grau-schwarzen Nebelwand von Ungefähr oder Nichts.

Es kann ein Zweites entstehen. Das Schweigen aus der Sammlung der Stille in der kontemplativen Haltung des *Daseins* ohne Müssen kann in eine gefüllte Leere übergehen, Entschwinden der Zeiterfahrung, entleertes Gefäß *Deines Selbst*, das darin, wie ein Korb, der unzählig oft ausgewaschen wurde im Durchfließen des Wassers, einer ganz neuen Füllung, in der Weise der klareren Annahme eigener Existenz, gewärtig wurde.

Es kann auch ein Drittes entstehen: Der vor dem Schweigen wahrgenommene Impuls, etwa die biblische Geschichte, das biblische Wort fängt in mir zu klingen an.

Heiliger Klang der Stille, denn es ist dann nicht Kulissenmusik oder Gedankenarbeit, vielmehr kommt, oft als LeibSeeleGeist-Erfahrung ineins im Herzen eine Erhellung meines Daseins zum Ausdruck, *Wort und Antwort* berühren einander wie im Liebesgespräch, wie der Wind in den Weiden, ein tieferes Selbstverstehen in der Ahnung oder im Gespür des Berührtwerdens vom *Heiligen Geist Gottes* wird zum mich durchspürenden Klang.

Das kann ein Moment sein – es kann sich über Tage und Wochen immer wieder einstellen. Erfahrung – wie Feuer (*Licht, Wärme, Hitze, Leuchten, Sprühen, Durchglühtwerden*) – Liebesschwingen zwischen der Seele und Gott, Selbstverstehen als Erfahrung des vielschichtigen Angenommenseins im Grund und in den Abgründen meines Lebens.

Was entsteht – es liegt nicht in meiner Hand. Es ist nicht zu machen.

Zur Stille, zum Schweigen gehört die Bereitschaft zum Warten, zur Geduld in der Ungeduld.

Mitunter geschieht erst dann etwas, wenn ich überhaupt nichts mehr erwarte oder erhoffe, wenn ich mich in die trockene Leere gefügt habe, in die Dürre der Resignation: „Ich sitze jetzt hier eine halbe Stunde Zeit ab...“

Eine Grunderfahrung aber ist auch: Das totale Nichts, die absolute Stille (*Silence* so, wie es der Komponist John Cage erfuhrt) gibt es nicht. Selbst im absolut schalldichten Raum wird es nie absolut still. John Cage, der es als Experiment durchführte, schildert bewegt, dass er im schalldicht-gestillten Raum sein Herz schlagen hörte wie nie zuvor!

In allem geschieht keine stetige Aufstiegsbewegung zu Gott, vielmehr das Durchwachsenwerden von all' diesen Erfahrungen, immer und immer wieder.

Deshalb der Satz: Im Meditieren, beim schweigenden Beten bleibt der Mensch immer in der ersten Klasse.

Die *wachsende* Lernerfahrung ist manchmal die: Ich brauche in den Trockenzeiten nicht untröstlich zu werden: Die Wüste in

mir lebt; Ich werde in den Trostzeiten großer Erfahrungen nicht blind euphorisch werden, ich bin mit den Mutlosigkeiten und Trostlosigkeiten in mir gut bekannt, wie mit einem alten Freund, wie mit einer alten Freundin.

Nimm wahr was ist.

Dazu öffnet das Schweigen, gebietet die gesammelte Stille eine gütige Ordnung für die Bewegung der Liebe.

Werde ein Hörender, ein Lauschender – und wenn es gegeben ist: Ein *Lobenddankender!*

In einer wortgetreuen Übersetzung aus dem Hebräischen lautet der zweite Vers des 65. *Psalms*:

„Schweigen ist Dir Lobpreis, Gott auf dem Zion ...“

Gregor Klingenhäger

Als der Apostel Johannes den Ratsherrn Nikodemus traf ...

**Kommunionvorbereitung im
Seelsorgebereich Holweide**

1. Die Ausgangslage

Aufgrund der Wahrnehmungen immer differenzierterer Zugangsmöglichkeiten zu Glaube und Kirche von Kindern und Eltern, erarbeitete ein Katechet(inn)enteam auf der Grundlage eines Konzeptes des Pastoralteams Troisdorf-Mitte/Altenrath von 1996 für den Erstkommunion-Kurs ein neues Konzept.

Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass die differenzierteren Motivationen und Erwartungen an einen Vorbereitungskurs für die Erstkommunion zu einem immer größeren „Spagat“ in der Katechese führten, der von den Katechet(inn)en kaum noch zu leisten war.

Aus diesem Grund griffen wir die positiven Motivationen der Kinder und Eltern auf und gliederten sie in drei Rubriken.

Wenn mein Kind an der Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion teilnimmt, geht es mir darum, dass ...

I. Rubrik

- mein Kind Geschichten von Jesus hören und kennenlernen soll.
- mein Kind ein lebensstüchtiger, glücklicher Mensch werden soll.
- mein Kind die gleichen oder positive(re) Erfahrungen mit Gott und Kirche machen soll wie ich.

- mein Kind z. B. in der Klasse nicht ausgegrenzt werden soll.
- mein Kind es auch selber will.

II. Rubrik

- mein Kind lernen soll, dass wir jeden Sonntag in die Kirche zu einer besonderen Feier gehen.
- unsere Familie in der Ausübung unseres Glaubens, der unser Leben bisher geprägt hat, neue Impulse bekommt.
- mein Kind in den nächsten neun Monaten intensiv in eine Gruppe hineinwachsen soll, die sich wöchentlich und bei verschiedenen Aktionen mit dem Glauben beschäftigt.
- unsere Familie einen neuen Zugang zum Glauben findet.
- mein Kind genauso wie sein älterer Bruder / seine ältere Schwester jede Woche zur Gruppenstunde gehen soll.
- ich für mich selbst die Chance nutzen möchte, den Glauben neu kennenzulernen.

III. Rubrik

- mein Kind ein feierliches Fest in der Kirche hat, weil ich ein solches Fest in der Kindheit für sehr wertvoll halte.
- mein Kind nicht mit Terminen überhäuft wird: Weniger ist mehr!
- unsere Familie nicht dauernd zu Fragen des Glaubens und der Kirche Stellung nehmen muß.
- mein Kind diese Erfahrung machen soll, ich selber aber weiterhin ein „treuer Kirchenferner“ (M. Kehl) sein möchte.
- mein Kind ein bisschen in den Glauben und die Kirche hineinschnuppern soll.

Stimmten den Motivationen der ersten Rubrik noch fast alle Eltern zu, so ergaben die Motivationen der zweiten und dritten Rubrik einen deutlichen Ruf nach zwei verschiedenen Vorbereitungen.

Dem versuchten wir mit zwei parallel laufenden Kursen gerecht zu werden.

Hierbei bemühten wir uns von Anfang an, diese beiden Kurse als gleichwertig, wenn auch nicht gleichartig darzustellen, um nicht ein „1.- und 2.-Klasse-Christentum“ auf-

kommen zu lassen, sondern die differenzierten Zugänge zu Glaube und Kirche ernst zu nehmen.

Dies gelang vor allem durch die Namensgebung von „Johanneskurs“ und „Nikodemuskurs“ bzw. „Nikokurs“:

- Johannes war einer der Apostel in der direkten Nähe Jesu und einer, der eine Gruppe oder Gemeinde zur Abfassung des Johannesevangeliums, der drei Johannesbriefe sowie der Offenbarung des Johannes inspirierte. Er steht hier für eine dauerhaft intensive Beziehung zu Jesus.
- Der Pharisäer und Ratsherr Nikodemus, ein Schriftgelehrter, suchte Jesus einmal bei Nacht auf, um seine Botschaft besser zu verstehen. Einmal trat er im Hohen Rat für Jesus ein und trug zur ehrenvollen Bestattung Jesu bei. Er taucht als Person nur im Johannesevangelium auf. Er steht hier für eine positiv offene Beziehung zu Jesus.

Dem „Johanneskurs“ ordneten wir die Motivationen der zweiten Rubrik, dem „Nikokurs“ die der dritten Rubrik zu. Es ist wenig sinnvoll und in diesem Rahmen nicht möglich, alle Einzelheiten des gesamten Kurses aufzuführen. Er entstand aus den katechetischen Vollzügen, die so oder ähnlich in vielen Gemeinden vorkommen, wobei allerdings die örtlichen Gegebenheiten in Holweide eine besondere Rolle spielten (z. B. die Tatsache, dass ca. 80 - 100 Kinder pro Jahr vorbereitet werden und überhaupt Kinder- und Jugendarbeit auch liturgisch einen bedeutenden Platz in der Seelsorge einnehmen).

2. Nikokurs

Der „Nikokurs“ hatte zum Ziel, die Kinder für Fest und Feiern in seinen unterschiedlichen Dimensionen sensibel zu machen und sie zu einem anfanghaften Mitgestalten zu befähigen.

Unter Leitung eines Seelsorgers und mehrerer freiwilliger Eltern (meist Katecheten der letzten Jahre) hatte der Kurs folgende Gestalt:

- Verpflichtender Sonntagsmessbesuch mindestens ab Aschermittwoch (über Schulgottesdienste waren die Kinder auch in der Woche schon einbezogen). Auf den Gemeindecharakter und die Chance des Hineinwachsens in die gottesdienstliche Feier wurde explizit hingewiesen.
- Drei Treffen von jeweils drei Stunden zu den Themen: 1. Feiern; 2. Versöhnung; 3. Eucharistie / das „heilige Brot“. An das zweite Treffen schloss sich am nächsten Tag das Fest der Versöhnung, die Beichte an.
- Hinzu kamen die gemeinsamen Veranstaltungen (s. u.).
Die Eltern waren außer zu den Gottesdiensten auch zu den Katechet(inn)en/Elternabenden des Johanneskurses eingeladen.

3. Johanneskurs

Der „Johanneskurs“ hatte zum Ziel, Kinder mit ihren Familien in eine intensive Auseinandersetzung mit Glaube und christlicher Gemeinschaft zu führen. Als Grundlage des Kurses diente das Buch „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (König/König/Klößner), das in den letzten Jahren im Seelsorgebereich verwendet worden war. Weitere Eckpunkte des Kurses waren:

- Erwarteter Messbesuch ab dem Kursbeginn.
- Wöchentliche Gruppentreffen unter Leitung von Katechet(inn)en. Da für diesen Kurs ganz bewußt auf eine Mitarbeit der Familien der Kommunionkinder Wert gelegt wurde, stammten die Katechet(inn)en des „Johanneskurses“ aus der Elternschaft.
- Fest der Versöhnung / Beichte.
- Hinzu kamen die gemeinsamen Veranstaltungen (s. u.).

Zur Begleitung der Katechet(inn)en und als Angebot für die Eltern fanden neun kombinierte Katechet(inn)en/Elternabende statt. Diese hatten immer einen thematischen Teil, der sich zeitnah mit Themen des Kurses beschäftigte, sowie einen katechetischen Teil zum Erarbeiten der einzelnen Katechesen.

Außerdem wurden organisatorische Fragen behandelt. Die Themen der Abende waren allen Beteiligten über Rundbrief bekannt. Dazu zählten u. a.: „Zeit für uns – Den Sonntag gestalten“, „Wie geht das mit dem Beten?“, „Jesus Christus macht Menschen heil und hat Ideen für's Zusammenleben“, „Kultur der Versöhnung“, „Die Messe – Mittelpunkt der Gemeinde?“.

4. Gemeinsame Veranstaltungen für beide Kurse

- ein Eröffnungsfest mit allen Kommunionkindern;
- ein gemeinsames Treffen aller Kommunionkinder zum Thema: Szenen aus dem Leben Jesu;
- ein Wochenende in der Fastenzeit mit allen Kommunionkindern (wegen der Kursgröße auf drei Wochenenden verteilt) zum Thema: vom Pessach zum Abendmahl;
- verschiedene Aktionen, wie z. B. die Einladung zur Unterstützung der Sternsingeraktion oder das Osterwasser-Holen mit allen Familien der Kommunionkinder;
- die kind- und familiengerecht gestalteten Gottesdienste der Kar- und Osterwoche;
- die Kommunionfeier und Dankgottesdienste;
- Einladung aller Kinder, beim „Markt der Möglichkeiten“ die verschiedenen Gruppen und Angebote der gemeindlichen Kinder- und Jugendarbeit in Holweide kennenzulernen.

5. Bewertung

Schon bei der Vorstellung des Gesamtkonzeptes gelang es uns (bis auf wenige Ausnahmen), die Gleichwertigkeit der beiden Kurse deutlich zu machen, die weder ein elitäres noch ein beliebiges Christsein anzielten. Diese Wertschätzung des jeweiligen Kurses wurde in der Reflexion noch einmal deutlich untermauert durch folgende Beobachtungen.

- Weder waren im „Nikokurs“ nur die sozial schwachen oder nur kirchenfernen Kinder, noch im „Johanneskurs“ nur die sozial unauffälligen oder gemeindenahen Kinder vertreten.
- Durch unsere Beobachtungen, insbesondere nach der Vorbereitung auf das Fest der Versöhnung und dem Kommunionwochenende, wurde deutlich, dass die Kinder des „Nikokurses“ in keiner Weise qualitativ schlechter vorbereitet waren als die „Johanneskurs“-Kinder. Z. T. ergab sich sogar eine intensivere Auseinandersetzung mit einzelnen Themen des „Nikokurses“.

Natürlich ergab sich bei der erstmaligen Durchführung dieses Konzeptes ein hoher Organisationsaufwand, einerseits dadurch, dass die Abläufe der „Nikokurs“-Treffen eigenständig erarbeitet wurden, andererseits dadurch, dass die Gesamtgruppe der Kommunionkinder in ihrer Größe und Differenziertheit immer wieder in den Blick zu nehmen war (z. B. bei den Aktionen und besonderen Gottesdiensten, aber auch im Hinblick auf die Tatsache, dass zum Seelsorgebereich zwei Gemeinden mit jeweiligen Kirchen, also auch Erstkommunionorten gehören).

Im Hinblick auf den „Nikokurs“ ist von organisatorischer Seite anzumerken, dass durch die größeren Zwischenräume zwischen den einzelnen Treffen ein kontinuierlicher Gemeindegemeinschaftskontakt nicht über die Kurs-treffen sondern nur – begleitend – über die Schulgottesdienste und die Kontaktstunden an den Grundschulen erreicht werden konnte. Erst ab dem Aschermittwoch war ein stärkeres Hineinwachsen in gemeindliche Vollzüge möglich. Außerdem ergab es sich bei allen vier Treffen, dass mit vier bis acht Kindern Nachtreffen vereinbart werden mussten wegen Krankheit, Vergesslichkeit oder Abwesenheit (viele Kinder in Holweide leben in getrennten Familien und sind am Wochenende beim jeweils anderen Elternteil, der evtl. den Kommunionkurs nicht unterstützt).

Ansonsten waren die ca. 40 beteiligten Kinder sehr gut bei der Sache und durch eine gute Methodik auch in schwierige The-

men gut einzubeziehen. Durch die Begleitung von sieben Katechet(inn)en, die teilweise auch Kleingruppenarbeit anleiteten, war immer wieder sogar eine meditative Atmosphäre zu erreichen.

Im Hinblick auf den „Johanneskurs“, an dem ca. 60 Kinder teilnahmen, war zu beobachten, dass die Gruppen insgesamt ruhiger und ausgeglichener als in den Vorjahren waren, was aber, wie oben gesagt, nicht daran lag, dass etwa die schwierigen oder verhaltensauffälligen Kinder alle den „Nikokurs“ mitmachten! Vielmehr traf hier die Konzeption, sich aus differenzierten Gründen für den einen oder anderen Kurs zu entscheiden, voll ins Schwarze.

Gescheitert ist der Versuch dieses Konzeptes, die Eltern der einzelnen Gruppen des „Johanneskurses“ stärker zur Mitverantwortung in der Gruppe zu bewegen und Familienkreise zu initiieren. Letztlich lief es – wie in den Vorjahren – darauf hinaus, dass die gesamte katechetische Arbeit an den jeweiligen Gruppenkatechet(inn)en hängen blieb. Ein stärkeres Mitsorgen der Eltern bzw. der gesamten Familien einer Gruppe erfolgte nicht und konnte auch von den Katechet(inn)en nicht noch zusätzlich geleistet werden.

Da auch zu den kombinierten Katechet(inn)en/Elternabenden bis auf wenige Ausnahmen nur die Katechet(inn)en kamen, bleibt eine stärkere Einbeziehung der Eltern in die gesamte Vorbereitung auf die Erstkommunion eine weiterhin ungelöste Aufgabe, da auch andere Konzepte, wie eigens angesetzte Elternabende, in den letzten Jahren nicht mehr griffen.

Hinzuweisen ist weiterhin auf die starke Differenziertheit der Katechet(inn)engruppe, die sich – auch wegen der geforderten Verantwortung der Eltern des Johanneskurses – aus der gesamten Bandbreite von kirchlich stark sozialisierten bis fernstehenden Christen zusammensetzte, was erwünscht und spannend war.

Zum Gesamttreffen aller Kommunionkinder zum Thema: „Szenen aus dem Leben Jesu“ ist im Nachhinein anzufragen, ob dieses Treffen unbedingt nötig ist, da die große

Zahl und die Differenziertheit der Kurse einen großen organisatorischen Aufwand erfordert. Der eigentlich damit angezielte Gemeinschaftscharakter kommt auch durch die Gottesdienste und andere Treffen zustande.

Insgesamt hat sich dieses Konzept nicht nur als machbar, sondern auch als sinnvoll erwiesen.

Letztlich wird dadurch deutlich, dass durch verschieden intensive Kurse einerseits den differenzierten Erwartungen der Eltern und ihrer Kinder gerecht zu werden ist und andererseits die Anliegen der Kirche nach Vermittlung der Grundlagen des Glaubens zu erreichen sind, ohne Anbiederung an die in der Gesellschaft oft zu beobachtende Beliebigkeit.

Selbstverständlich erhebt dieses Konzept weder den Anspruch des Ideals noch des Fertigen. Es hat den Beteiligten trotz aller Mühen Freude gemacht und auch in der Gemeinde Denkprozesse im Hinblick auf eine Zukunft von Katechese in Gang gesetzt.

Leserbrief

Zu Ernst Pulsfort, Die Asche und des Menschen Herrlichkeit. (Heft 2/2002, S. 33):

Mit Freude und Dankbarkeit verfolge ich die Tätigkeit meines Kollegen an der Katholischen Akademie Berlin und lese seine Betrachtungen im „Pastoralblatt“ gern. Der Februar-Artikel allerdings erfordert eine Richtigstellung; denn mit seiner Behauptung, die gleichen Menschen, die am Palmsonntag Jesus als ihren König bejubelten, hätten wenige Tage später – am Karfreitag – seinen Tod verlangt, tat er einen Griff in die Mottenkiste judenfeindlicher Klischees. Die alte Fassung des Passionsspiels von Oberammergau hatte eine solche Formulierung dem Pilatus in den Mund gelegt und ihn sagen lassen: „Ich verstehe dieses Volk nicht. Vor wenigen Tagen habt ihr jubelnd und Beifall zujauchzend diesen Mann durch die Gassen Jerusalems begleitet. Ist es möglich, dass heute dasselbe Volk Tod und Verderben über ihn rufe? Das ist verabscheuungswürdiger Wankelmut.“

Ähnlich haben über Generationen Prediger und Religionslehrer vom Wankelmut der Juden gesprochen. Dieser „Wankelmut“ allerdings hat im Neuen Testament keinerlei Grundlage. Es gibt in den Evangelien nicht den geringsten Hinweis darauf, dass es die gleichen Menschen waren, die beim Einzug Jesu „Hosanna“ riefen und beim Pilatus-Tribunal „Kreuzige ihn!“. Im Gegenteil: Nach dem Zeugnis des Markus-Evangeliums (15,8) zog ein Volkshaufen hinauf, eine Zusammenrottung, von den Priestern bestellt und aufgewiegelt (15,11).

Vielleicht darf man auch den Auslegungen heutiger jüdischer Exegese des NT folgen, die darauf hinweist, dass am Ölberg vor allem Menschen wohnten, die aus Galiläa stammten (vgl. auch Grabinschriften im Garten von „Dominus flevit“). Dann wäre Jesus mit den Aposteln beim Einzug nach Jerusa-

lem dort gleichsam unter Landsleuten gewesen. Der Ölberg heißt bis heute in der Jerusalemer Tradition „Klein-Galiläa“, was die Botschaft des Engels (Mk 16,7) auf einfachste Weise erhellen würde: „Der Herr geht euch voraus nach Galiläa“ wird in der Tradition der Ortskirche von Jerusalem jedenfalls als Hinweis auf den Ölberg gedeutet. „Klein-Galiläa“ heißt die Residenz des Orthodoxen Patriarchen von Jerusalem auf dem Ölberg bis heute. Bei der dortigen Kirche findet sich die Inschrift: „Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen. Dann kehrten sie vom Ölberg, der nur einen Sabbatweg von Jerusalem entfernt ist, nach Jerusalem zurück.“ (Apg 1, 11-12).

Pfr. Msgr. Wilm Sanders, 20459 Hamburg

Dank und Willkommen

Im vergangenen Jahr vollendete der Domkapitular Prof. Dr. Heinrich Jakob sein 70. Lebensjahr. Damit einher ging die Beendigung seines Dienstes als Leiter des Seelsorgeamtes Osnabrück und auch die Aufgabe seiner Mitgliedschaft im Beirat des Pastoralblatts. Von ganzem Herzen danke ich ihm für sein engagiertes und in jeder Hinsicht hilfreiches, wertvolles Begleiten und Unterstützen der Zeitschrift. In dem Vertrauen, dass er unserer Arbeit auch weiterhin verbunden bleibt, wünsche ich ihm Gottes Segen für die weitere Zukunft. Zugleich heiße ich Frau Dr. Daniela Engelhard als neu ernannte Vertreterin des Bistums Osnabrück im Beirat herzlich willkommen und freue mich auf die Zusammenarbeit mit ihr.

Dr. Gunther Fleischer

Margarete Luise Goecke-Seischab / Frieder Harz: Komm, wir entdecken eine Kirche. Räume erspüren, Bilder verstehen, Symbole erleben. Tipps für Kindergarten, Grundschule, Familie. Kösel, München 2001. 141 S., kart.; 15,50 Euro.

Für nicht wenige Kinder ist die Kirche ein fremdes Gebäude. Oftmals betreten sie es erstmals bewusst mit der Kindergartengruppe oder gar erst im Zuge des schulischen Religionsunterrichts oder der Vorbereitung auf die Sakramente der Eucharistie und der Buße. Die Gestalt des Raumes, seine Ausstattung und die einzelnen Gegenstände müssen ihnen nahegebracht und erschlossen werden. Hier will das vorliegende Buch zu „Entdeckungsreisen in Kirchenräumen“ einladen und in spielerischer Weise mit ihnen bekannt machen. Dabei bietet es viele kreative Ideen, wie Kinder sich der Kirche und ihrer reichen symbolischen Gestalt nähern und in ihr „heimisch“ werden können. Kindgerechte Informationen wechseln mit Anregungen zum Entdecken, Erzählen, Malen, Singen und Erkunden. Zeichnungen treten erläuternd zum Text hinzu und illustrieren Fachbegriffe. Dabei beschränkt sich das Buch nicht auf einen allgemein kunsthistorischen Zugang. Es versteht die Erkundung der Kirche nachdrücklich als Katechese, in der biblische und hagagogische Erzählungen eingebunden sind.

Da das Kirchengebäude vorrangig der Ort für die Liturgiefeier der Gemeinde ist, kann ein solches Buch nicht ohne Informationen zum Gottesdienst (der beiden großen christlichen Traditionen) auskommen. Hier sind aber manche Akzente nicht unproblematisch. So wird beispielsweise der Altar vornehmlich von seinem Schmuck (einschließlich der Altaraufbauten früherer Zeiten) her verstanden. Die symbolische Dimension kommt überhaupt nicht in den Blick. Auch die knappen Unterschiede, die zwischen dem katholischen und evangelischen Gottesdienst (gemeint ist die Messe bzw. das Abendmahl) skizziert sind, müssen als höchst ungenügend (und nur im Blick auf die landläufig erlebbare Praxis beschrieben) bezeichnet werden. Dass der Ambo der Ort der Wortverkündigung ist, wird zwar einmal kurz erwähnt, von größerer Bedeutung erscheint er aber nicht. Dagegen wird der Kanzel ein eigenes Kapitel gewidmet. Der Priestersitz, nach heutigem Verständnis des katholischen Gottesdienstes ein wesentlicher Funktions- und Symbolort, ist gar nicht im Blick. Ähnlich problematisch sind die Ausführungen zur Tauf liturgie, wenn das dreimalige Begießen [!] (mit dem Wasser aus der Taufkanne) und dem trinitarischen Begleitwort als Zentrum der Feier gedeutet wird. Gehören nach heutiger Tauftheologie dazu

nicht auch das Sakramentengebet über dem Wasser und das Glaubensbekenntnis?

Das durchaus sympathisch erscheinende Buch macht auf eine wichtige Form der Katechese aufmerksam, die Erkundung der Kirche als Raum der Gottesdienst feiernden Gemeinde. Auch wenn es einen kritischen Gebrauch erfordert, wird man ihm viele Anregungen für die Praxis gerne entnehmen.

Jürgen Bärsch

F.-L. Hossfeld / E. Zenger: Psalmen 51-100 = Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament. Freiburg / Basel / Wien 2000, Herder. 727 S., geb.; 101,24 €.

Vor der Liturgiereform betete die lateinische Kirche die Vesperpsalmen in ihrer kanonischen Folge. Die kanonische Anordnung der Psalmen ist als Verständnisschlüssel auch in der gegenwärtigen Psalmenforschung ein heiß diskutiertes Thema. Als erste Kommentatoren gingen F.-L. Hossfeld und E. Zenger dieser Frage systematisch nach: Zunächst in der gestrafften Kommentierung von Ps 1–50 innerhalb der Neuen Echter Bibel (Lfg. 29), nun auch ausführlicher für Ps 51–100. Dabei behalten sich die beiden Exegeten vor, eine endgültige und umfassende Darlegung der syn- und diachronen Querbezüge innerhalb des Psalters erst nach dem kommentierenden Durchgang durch alle Psalmen vorzulegen. Nachdem dies für die ersten zwei Drittel des Psalters geleistet ist, wäre als Nächstes die Auslegung von Ps 101–150 zu erwarten, so dass danach die ausführliche Behandlung von Ps 1–50 mit detaillierter Einleitung in das gesamte Psalmenbuch erfolgen kann. Der Kommentar zu Ps 51–100 begnügt sich daher mit einer knappen „Skizze zur Entstehung von Ps 51–100“ (S. 26–35). Die einzelnen Psalmen sind dann nach einheitlichem Schema behandelt: Den Auftakt bildet eine Literaturliste, die das „Allgemeine Literaturverzeichnis“ (S. 13–23) jeweils ergänzt. Die neuesten Untersuchungen – und es tut sich viel in der Psalmenforschung – sind dort aufgenommen. Eine stichometrisch gegliederte Übersetzung mit philologischen und textkritischen Anmerkungen eröffnet einen ersten Zugang zum Psalmtext. In der Regel erhält der Masoretische Wortlaut den Vorzug. Danach werden die bisherigen Forschungsansätze diskutiert: Gattungen und Sitz im Leben, Aufbau, Redaktionen und Datierungen. Dem schließt sich eine Vers-für-Vers-Auslegung an. Abschließend erfolgt eine Darstellung der Nachgeschichte des Psalms in der Septuaginta, im Targum und im Neuen Testament. „Die Ausführungen zum Septuagintapsalter stammen zu einem großen Teil von Ariane Cordes“ (S. 10).

E. Zenger illustriert seine Kommentierung gelegentlich mit Umzeichnungen altorientalischer Bilder. Der Wert dieser Abbildungen ist kaum zu

überschätzen, weil sie das Psalmenwort aus spirituellen Höhen in die konkreten Lebenszusammenhänge der Beter stellen. Hoffentlich trägt ihre Bereitstellung im Kommentar auch zu ihrer Verbreitung in Unterricht und Katechese und zu einem verlebendigten Gebet bei. Allerdings ist vor einer unreflektierten Gleichsetzung von Wort und Bild zu warnen, als wären die Bilder eigens zur Veranschaulichung einer Psalmstelle entstanden. Das wäre mit dem Eigenwert der Bilder nicht zu vereinbaren. Auch über die Interpretation von Bildern lässt sich (höchst produktiv) streiten! Zwischen der Entstehungszeit von Psalmen und Bildern liegen meistens Jahrhunderte, oft sogar über tausend Jahre; die Abbildungen stammen zudem aus den unterschiedlichsten Kulturen zwischen Tigris und Nil. Die Bildbeischriften, die Alter und Herkunft der Abbildungen angeben, sind daher immer mitzubedenken. Immerhin machen schon die verschiedenen Malstile die kulturelle Diskrepanz der Zeichnungen untereinander deutlich und beugen so einer kurzschlüssigen Identifikation von Wort und Bild vor.

Besonders herauszustellen ist der Umfang des Kommentars, der in der deutschsprachigen Forschung höchstens in dem mehrbändigen Werk von H.-J. Kraus (Biblischer Kommentar 15,1–3) seinesgleichen findet. Der Raum erlaubt eine angemessene Darstellung der bisherigen Forschungsspositionen, die der Kommentar zu neuen Synthesen führt. Die Bedeutung des Gesamtpsalter für die Interpretation des Einzelsalms thematisiert der Kommentar zumeist erst nach der Einzelauslegung innerhalb des abschließenden Ausblicks. Der Ort ist bezeichnend für die derzeitige Forschungslage, in der noch vieles in Bewegung ist. Wenn der Kontext tatsächlich für die Interpretation eines Psalms maßgeblich ist, müssten Stellung und Querbeziehungen eines Psalms im Gesamtpsalter der Einzellexegese vorangehen. Das geschieht nur ausnahmsweise, wie für Ps 78 auf S. 430–432. Wie sehr im Psalter eine beabsichtigte Struktur vorliegt, ist dabei eine noch durchaus offene Frage. Aus dem (begrenzten) Motivrepertoire der Psalmen darf man nur sehr vorsichtig auf bewusste Querbezüge schließen. Gemeinsame Überschriften oder Verfasserangaben und Gruppierungen von Psalmen gleicher Gattung lassen immerhin auf Teilsammlungen des Psalters schließen; ihre Existenz darf als gesichert gelten. Darüber, wie ihr Zusammenwachsen aussah, hat man seit längerem zumindest eine grobe Vorstellung. Aber inwiefern sie in sich und untereinander eine intendierte Komposition darstellen, ist ein anderes Problem. Viel hängt an den zugrunde gelegten Kriterien. Die Psalmenforschung der Zukunft wird hier die Interpretationsmöglichkeiten ausloten. Dazu leistet der Kommentar von F.-L. Hossfeld und E. Zenger einen wichtigen Beitrag. Wenn sich einmal geklärt hat, wie sehr die Psalmen untereinander verwoben sind und ein Bezie-

hungssystem bilden, wird man bei der nächsten Reform des Stundenbuchs nicht umhin kommen, die kanonische Struktur des Psalters erneut zu berücksichtigen.

In Kurzfassung ist der Kommentar soeben in der Reihe „Die Neue Echter Bibel“ erschienen: **F.-L. Hossfeld / E. Zenger: Die Psalmen II. Würzburg 2002, 530 S.; 24,50 EUR.** *Bertram Herr*

Hans-Joachim Höhn / Hans-Joachim Sander: (Hg.): Zustimmung. Der zwiespältige Grund des Daseins. Reihe: GlaubensWorte. Echter Verlag, Würzburg 2001. 152 S.; 12,80 EUR.

Wollte der Kölner Theologe H. J. Höhn mit seiner zeitdiagnostischen Studie „Gegenmythen. Religionsproduktive Tendenzen der Moderne“ (Freiburg 1994) „an der Beseitigung jener Unfähigkeit des Menschen, sich selbst, seine Zeit und seine Welt zu begreifen“ (ebd. 145) mitwirken, so will er nun gemeinsam mit seinem Mitherausgeber H.-J. Sander offenbar darangehen, in einer neuen Situation auf der Höhe der anthropologischen Diskussion die christlichen Grundthemen zu formulieren. Im Gespräch mit der gegenwärtig relevanten anthropologischen Theorie betreibt er fundamentale Theologie; denn es geht ihm darum, „die Anliegen des Glaubens wieder in eine kritische Nähe zur Kultur der Gegenwart zu bringen“ (13). Die Form, welche die beiden Herausgeber (zugleich Autoren) für ihr gemeinsames Unternehmen wählen: Sechs schmale Bände, die bewusst Zeitworte im Titel tragen, in denen sich die Tätigkeiten des Glaubens – teilweise in Negationen – ausdrücken: nicht verleugnen, zustimmen, nicht ausweichen, spüren, nicht verschweigen, versprechen. Die ersten Bände sind kürzlich erschienen, die weiteren sollen in rascher Folge herauskommen. Sander zeichnet unter der Überschrift „nicht verleugnen“ Grundlinien einer Christologie, Höhn geht im zweiten Bändchen auf Basisthemen der Schöpfungslehre ein und nennt sein Unternehmen „zustimmen“.

Der Verfasser spürt deutlich, dass die Zustimmung zu einer vermischten, also guten und zugleich fast unerträglich unvollkommenen Welt für viele Zeitgenossen heute zum existentiellen Grundproblem geworden ist; er weicht der tiefsten Anfrage an den Glauben an eine gute Schöpfung Gottes nicht aus. Nach einem ersten, zeitdiagnostischen Kapitel reflektiert Höhn im zweiten auf die prinzipielle Möglichkeit einer theologischen Reaktion auf die Gegenwart. Im dritten Kapitel gelingt es ihm, in ausreichend deutlichem Bezug zu Gen 1-4 (bibel-theologisch und nicht pseudo-exegetisch) auf die noch heute entscheidenden Fragen menschlicher Existenz einzugehen, die im Bibeltext in mythologischer Form beantwortet werden, und die Antworten auf der Höhe unserer

heutigen Erfahrung auszulegen. Besonders gelungen erscheinen mir hier zum einen die kleine Meditation über die Freiheit in Liebesbeziehungen und die Gefährdung, die daraus wächst, „vom anderen alles haben zu wollen“ (96) und den Unterschied in der Liebe zu verleugnen. Zum anderen ist die Auslegung von Gen 3 erhellend, die das Gottesbild der Versuchungsgeschichte befragt: Enthält Gott den Menschen die Früchte des Baumes in der Mitte vor, weil er ihre Konkurrenz missgünstig fürchtet? Bewegend ist auch das zur Perikope von Kain und Abel Gesagte: Warum und zu welchem Ziel opfert Kain die Erstlingsgaben des Feldes? Wie kann einer damit leben, dass ein anderer mehr Ansehen zu finden scheint als er? Dass Abels Opfer Annahme findet, wird für Kain zum Anlass, den Bruder, der sich also von ihm unterscheidet, zu vernichten. (107). Können in den menschlichen Beziehungen (wichtige) Unterschiede als förderlich erlebt werden oder müssen sie sich destruktiv auswirken?

Der Theodizeefrage ist das vierte Kapitel gewidmet: „Wie steht es mit dem, was an und in der Welt nicht akzeptabel ist?“ (109) „Wie kann man Gott, den Schöpfer, ohne den nichts ist, gemeinsam mit einer Welt akzeptieren, die ohne sein Zutun (bzw. wegen seiner Tatenlosigkeit) von Angst und Schuld, Unglück und Willkür, Tod und Unheil geprägt ist?“ (110) Höhn führt zunächst die positive Indienstnahme des Übels für gute Zwecke ad absurdum: „Eine Erklärung des Leidens und des Übels in der Welt ‚remoto deo‘ (abgesehen von Gott) führt in Aporien, verwickelt sich in Widersprüche oder endet im Zynismus, weil sie das Skandalöse des Skandals, das Üble am Übel nicht mehr denken kann.“ (122). Wenn das Denken den Widerspruch zwischen der Faktizität und der Schrecklichkeit des Übels einerseits und der Existenz eines liebenden und allmächtigen Gottes andererseits nicht lösen kann, hilft dann der Glaube, mit dem Paradox zu leben? Nachdem in klarer Argumentationsfolge die Abschwächung des Bösen und seine moralische, ästhetische, und pädagogische Rechtfertigung abgewehrt sind (in Zusammenfassung der Argumentationen von Leibniz und Kant), bleibt dem Theologen nur die Absage an eine theoretische Theodizee und zugleich das Festhalten an der Existenz Gottes „um jener Praxis willen, die Menschen in einer humanen Welt einander schulden.“ (139) Also: „Gott und das Leid zusammenzudenken ist eine um des Menschen willen aufzunehmende Herausforderung.“ (138). – Abschließend: Keine leichte Kost, aber für Verkündiger, Lehrer und Studierende lohnend, wenn man das Mitdenken bei der Lektüre nicht scheut. Bei Höhn ist klares, konzentriertes theologisches Denken mit Bezug auf die Themen unserer Zeit zu lernen. *Josef Herberg*

Unter uns

Auf ein Wort

„Als ich alle Antworten gefunden hatte, stellten sich alle Fragen anders.“

Paulo Coelho

Zehn Leitsätze – nicht nur für den Dienst im Arbeitsamt

Die Bundesanstalt für Arbeit und damit auch die Arbeitsämter feiern am 1. April ihren 50. Geburtstag. Ohne hier weiter auf die arbeitsmarktpolitischen Instrumente und die Geschichte der Arbeitslosenversicherung einzugehen, soll doch an die Zehn Leitsätze für den Dienst im Arbeitsamt, insbesondere für den Umgang mit den Arbeitslosen vom 3. Dezember 1930 des ersten Präsidenten einer der Vorgängerinstitutionen der Bundesanstalt für Arbeit, der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, Dr. Friedrich Syrup, erinnert werden. Alles hat auch heute noch seine Gültigkeit:

- 1) Schnelle Entscheidung, rasche Abfertigung bringt einen reibungslosen Geschäftsgang. Andrang im Voraus sorgfältig regeln. Nicht unnötig warten lassen! Unvermeidliche Verzögerungen ansagen, im Schriftverkehr Zwischenbescheid geben!
- 2) Richtige Auskunft geben, Sachkenntnis bis ins Kleinste zeigen, schafft Vertrauen in allen Kreisen. Bei Unkenntnis an die zuständige oder übergeordnete Stelle verweisen, nach Möglichkeit für Begleitung sorgen, auf keinen Fall zwecklos umherschicken!
- 3) Erschöpfender Bescheid ohne überflüssige Weitschweifigkeit erspart wiederholte Nachfragen.
- 4) Verständlicher Ausdruck, klare Darstellung des Sachverhalts beugt Missverständnissen vor.
- 5) Höfliche Behandlung in mündlicher und schriftlicher Auseinandersetzung steht jedem Besucher des Arbeitsamtes zu. Verbindlich und nicht überheblich

sein! Sachlich knapp, aber nicht schroff in Ton und Haltung!

- 6) Menschliche Hilfsbereitschaft und Verständnis – vor allem für den Arbeitslosen – sichert Zugänglichkeit für die Vorschläge oder Entscheidungen des Arbeitsamtes. Die erste Verhandlung ist ausschlaggebend für das Zustandekommen eines Vertrauensverhältnisses! Der Arbeitslose ist oft dankbar für die Gelegenheit zur Aussprache! Jedes Einzelschicksal verdient gleiche Beachtung und Anteilnahme!
- 7) Sachliches Entgegenkommen im Rahmen der Bestimmungen entspricht der sozialen Aufgabe der Reichsanstalt.
- 8) Ruhe und Besonnenheit bei Erregungen unter den Arbeitslosen sind die beste Abwehr. Sachlich und höflich bleiben, sich keinen anderen Umgangston aufzwingen lassen! Unfruchtbare Auseinandersetzungen mit größeren Gruppen vermeiden! Einen oder einzelne Wortführer zur Einzelaussprache heranziehen.
- 9) Bestimmtheit bei ungerechtfertigten oder maßlosen Anwürfen und rechtzeitige Härte bei unzulässigen Übergriffen wahren die berechtigten Interessen des Arbeitsamtes und seiner Angestellten und Beamten.
- 10) Selbstprüfung, Kritik an den eigenen Worten und Handlungen ist wesentliches Erfordernis für die rechte Erkenntnis und Auffassung der Dienstobliegenheiten. Wer im Arbeitsamt tätig ist, muss sich immer wieder in die Lage dessen hineinversetzen, der rat- und arbeitssuchend zu ihm kommt. Niemand ist selbst unwiderruflich gegen Arbeitslosigkeit gesichert.

Manfred Glombik

Kurioses ...

... war der Pfarrmitteilung der Gemeinde St. Mariae Rosenkranz in Mülheim a. d. Ruhr zu entnehmen: „*Annika D. feiert ihre Erstkommunion mit der Gemeinde von Gründonnerstag bis zur Auferstehungsfeier in der Osternacht...*“

Diakon Rainer Könen, Mülheim a. d. Ruhr